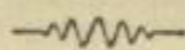


H. misc. B

603 ^m₁

Chronik berühmter Schneider.



Kurze Lebensschilderungen

der

vornehmsten Berufsgenossen des Schneiders

nebst einem Anhang

betitelt:

die Bedeutung der Schneider in der
Weltgeschichte.



Dresden.

Expedition der Europ. Modenzeitung
(Klemm & Weiß).

1892 * 4144

126.17



Sächsische
Landesbibliothek
Dresden



Vorwort und Einleitung.

Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, die Verdienste solcher Männer aus dem Bekleidungsfache von sonst und jetzt in unparteiischer Weise durch Schilderung ihrer Lebensführung zu verherrlichen und der Vergessenheit zu entreißen, die in ihrem Beruf etwas Bedeutendes geleistet haben und die mit vollem Recht als Muster und Vorbild für jüngere Fachgenossen betrachtet und hingestellt werden können.

Wohl dem Gewerbe, welches solche Männer aufweisen kann und wohl ihm, wenn unter den Angehörigen desselben das Gefühl der Bewunderung und Achtung vor diesen Vornehmsten des Berufs fortzubestehen vermag, neben dem Gefühl der Dankbarkeit, welches sie ihren geistigen Führern schulden.

Aber es ist auch ein erhebendes Gefühl, Charaktere kennen zu lernen, welche die höchste Vollendung in ihrem Beruf sich zum Ziel gesteckt und die Förderung des gewerblichen Fortschrittes sich zur Lebensaufgabe gemacht haben. Viele haben hierzu den besten Willen, aber nur verhältniß-

mäßig Wenige besitzen neben der Hingebung für das tiefere Studium und für die Fortbildung ihres Berufs zugleich jene höheren geistigen Mittel, um sich eine hervorragendere Stellung in der Gesellschaft zu begründen. Nur ein glückliches Zusammentreffen der geistigen Anlagen mit jener vollen Liebe und Hingebung für den erwählten Beruf vermag uns Männer zu geben, die nicht nur dadurch hervorragen, daß sie an der Spitze größerer Geschäfte stehen, sondern auch für die Hebung und Fortbildung ihres Berufs im Allgemeinen angewöhnliches beitragen und die sich einen Ruf begründeten, der weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgeht.

An die biographischen Skizzen der hervorragenden Fachgenossen reiht sich eine geschichtliche Darstellung der Bedeutung der Schneider in der Weltgeschichte. Sie liefert den Nachweis, wie so oft der Schneider bei folgenschweren Begebenheiten in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt hat. Der Schneider hat immer für den Fortschritt gekämpft und das ehrt die Kunst, selbst da, wo dieses gewaltsame Streben nach vorwärts auf Irrwege führte. In dieser geschichtlichen Darstellung ist auch aller derer Erwähnung gethan, die vom Schneidertisch weg sich ihren Weg durch's Leben bahnten und auf anderen Gebieten eine Bedeutung erlangten, die ihren Namen ewig unvergessen machen wird.

Freilich der Künstler, der Gelehrte begründete bei diesen den Ruf und nicht der Schneider, aber es ist unzweifelhaft, daß die Umgebung, in der ein Mensch groß wird, auf die geistige Entwicklung einen Einfluß übt, und insofern hat auch das Schneidergewerbe an den Lebensführungen dieser bemerkenswerthen Personen einen wohl nicht geringen Antheil.





Hulerand Antoine Barde

wurde 1779 zu Vigan im Departement du Gard geboren, wo sein Vater einer der ersten Schneidermeister war, bei dem er frühzeitig die Profession erlernte. Mit dem fünfzehnten Jahre verließ er bereits das elterliche Haus und begab sich als rüstiger Gesell nach Montpellier. In seinem sechszehnten Jahre hatte er, mit Lust und Liebe für sein Fach erfüllt, sich auch im Zuschneiden bereits so hübsche Kenntnisse erworben, daß er es wagte, für einen zufällig in Montpellier anwesenden Kunden seines Vaters auf eigene Faust verschiedene Kleidungsstücke zuzuschneiden, die so glücklich ausfielen, daß der Vater bei Besichtigung derselben voraussagte, aus seinem Sohne müsse ein tüchtiger Schneider werden. Und das wurde er in der That.

Nachdem er einige Monate in den beiden ersten Werkstätten zu Montpellier und ebenso in Lyon gearbeitet hatte, ging er nach Paris. Mit dem 18. Jahre fing er hier bereits an, selbstständig für eigene Rechnung zu arbeiten, empfohlen und unterstützt durch viele dort wohnhafte Landsleute, wodurch er sich bereits ein ansehnliches Geschäft begründete. Eifrige Studien der Verhältnisse des menschlichen Körpers behufs der Bervoll-

kommung. des damaligen höchst mangelhaften Zuschnittes, sowie mehrere wesentliche neue Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiet, brachten ihm in den Jahren von 1804 bis 1817 den Ruf eines „guten Schneiders“. Er veranstaltete hierauf in seinem Geschäftslokale Rue Vivienne Nr. 8 eine öffentliche Ausstellung der neuesten und vorzüglichsten Bekleidungsgegenstände unter der Bezeichnung „Musée des Modes“. Die Neuheit dieser Idee erregte natürlich großes Aufsehen, und bald genoß unser Barde den Ruf eines „großen“ Schneiders, wonach er von vorn herein gestrebt. Unablässig war er hierbei bemüht, sich für sein bedeutendes Geschäft nur die besten Arbeiter zu erwerben, die ihm wie einem Vater zugethan waren, zumal er die Anlagen und Kräfte derselben geschickt zu berechnen und die Arbeit hiernach zu vertheilen wußte, wodurch er gleichzeitig für die Fortbildung und Vervollkommnung seiner Arbeiter nicht wenig beitrug.

Im Jahre 1810 führte unser Barde die Benutzung des Centimeter=Maßes beim Maßnehmen und Zuschneiden ein, was allgemein als ein großer und nützlicher Fortschritt im Bekleidungsfache erkannt und aufgenommen wurde, und was von jener Zeit ab in ganz Europa Verbreitung fand. Barde veröffentlichte mit zu gleicher Zeit sein auf die Körpermaße begründetes Zuschnitt=System, d. h. er führte eine wirkliche Methode des Zuschneidens ein, die bis dahin gar nicht existirt hatte; denn die Kunst des Zuschneidens bestand in wenigen unsicheren Anhaltspunkten und althergebrachten Handwerkervortheilen, die von Jedem möglichst geheim gehalten wurden und meist von dem Vater auf den Sohn forterbten. Die wahrhaft abscheulichen Karrikaturen von Männertrachten der früheren Jahre geben den besten Beweis, auf welcher niedern Stufe sich die Kunst des Zuschneidens befunden. Um so größer war aber auch das Verdienst, welches sich Barde durch Einführung besserer Prinzipien erwarb. Er erkannte jedoch bald, daß er noch keines=

wegs genug gethan, und er war nicht der Mann, welcher auf halbem Wege stehen blieb.

Mit Hülfe des Centimetermaßes und der von Barde ursprünglich gegebenen mathematischen Grundregeln vermochte man allerdings jedem Kleidungsstücke die richtigen Dimensionen der Länge und Weite zu geben; aber es zeigte sich bald, daß dies nicht genüge, daß vielmehr auch jede Bauart und Haltung des Körpers eine Verschiedenheit des Schnittes erfordere, woran man bis dahin noch wenig oder gar nicht gedacht, denn die Fehlerhaftigkeit des Schnittes im Allgemeinen ließ jene Mängel in der Konstruktion desselben bei abweichendem Wuchse weniger hervortreten. Barde setzte seine Verbesserungen eifrig fort, und um sich über die verschiedenen Bauarten und Haltungen des Körpers Gewißheit zu verschaffen und den Zuschnitt darnach einrichten zu können, erfand er drei kleine Instrumente: Dossimètre, Epaulimètre und Corpimètre, um hiermit die Beschaffenheit und Bauart des Rückens, der Schultern &c. genauer zu ermitteln. Wenn auch diese Instrumente für den praktischen Gebrauch im Allgemeinen weniger Eingang fanden, da ihre Anwendung dem Einen zu schwierig, dem Anderen zu unbequem erschien, so war dennoch ein sehr wesentlicher Zweck dadurch erreicht, denn man hatte durch Barde's Anleitung die nothwendigen Verschiedenheiten des Schnittes für diesen oder jenen Wuchs kennen gelernt, und suchte sich nun nach und nach durch allerhand weniger komplizirte Verfahrensweisen zu helfen. Und dazu hatte eben Barde die Veranlassung gegeben, beziehentlich den Grund gelegt.

Im Jahre 1833 veranstaltete Barde mit vielen Kosten eine vollständige Sammlung von Schnittzeichnungen in natürlicher Größe für jede Stärke und Bauart des Körpers, welche er unter dem Titel: „Traité encyclopédique de l'art du Tailleur“ veröffentlichte, ein Werk, auf welches er unsäglichen Fleiß verwendet haben muß, da ihm keinerlei bereits vorhandene fremde Hilfs-

mittel zu Gebote standen. Zugleich veröffentlichte er in dem noch heute bestehenden Modenjournal „Le Parisien“ in den Jahren von 1830 bis 1850 sein System dreimal in jedesmal verbesserter und vervollkommneter Art, auch erschien 1850 eine neue Auflage seines vorhin genannten umfassenden Werkes, welches in systematischer Ordnung gegen dreißig Tausend verschiedene Schnitte ergiebt, deren Aufstellung in natürlicher Größe eine wahre Riesenarbeit genannt zu werden verdient. Ist das Werk auch für den praktischen Gebrauch im Allgemeinen weniger geeignet, sondern mehr von wissenschaftlichem und künstlerischem Werthe, so giebt es doch den besten Beweis für das, was Barde für die Hebung und Verbesserung der Zuschneidekunst seiner Zeit gethan; und das, was er früher gesäet, hat in anderer Weise tausendfältige Früchte getragen. Sein Zuschnitt-System gab zunächst die Veranlassung zu tieferem Nachdenken in dieser Kunst; alle bald nachher von andern Seiten aufgestellten Zuschnitt-Methoden gründeten sich ebenfalls mehr oder weniger auf die Barde'schen Grundsätze, und gaben endlich zum guten Theil wieder die Grundlage für die noch jetzt angewendeten Systeme ab, indem man von den früheren das Bessere und Bewährte auffaßte und mit größeren oder geringeren Veränderungen als Baustein für ein neues Gebäude verwerthete, selbst wenn man nur die von Barde hervorgerufenen und nach und nach geläuterten Ansichten und Verfahrensweisen hierbei in Anschlag bringt. — Um auf die geschäftliche Thätigkeit unsers F. A. Barde zurückzukommen, so wird man sich einen Begriff von dem Umfange derselben machen können, wenn wir hier anführen, daß derselbe eine Reihe von Jahren hindurch über hundert, ja zuweilen gegen anderthalb hundert Arbeiter beschäftigte und einen so bedeutenden Ruf genoß, daß er mehr als zweitausend Personen aus den höchsten Ständen und aus verschiedenen Ländern der Erde zu seinen Kunden zählte, darunter

den König Maximilian von Bayern, den König von Württemberg, den König von Belgien, den Kaiser Napoleon III., den Fürsten Svar in Preußen, den Herzog von Anhalt-Dessau, den Prinzen von Württemberg, Schwiegersohn des Königs Ludwig Philipp und Andere mehr. Barde hat die bedeutenden Summen, die er durch sein Geschäft erwarb, effektiv der Erfindung und Verbesserung seines Zuschnitt-Systems resp. den damit verknüpften kostspieligen Versuchen und Vorarbeiten geopfert. Er bedurfte ein eignes großes Lokal, um die nach und nach konstruirten Kleiderpatronen für alle denkbaren Körperformationen in geordneter Weise aufzubewahren, deren Anzahl durch die wiederholten Erneuerungen und fortschreitenden Verbesserungen sich auf Hunderttausende belief.





Georg Stulz

✻ Ritter von Ortenberg, ✻

vordem Schneidermeister in London.

Geboren 1778 zu Rippenheim in Baden, gestorben 1832 zu Hyères
in Frankreich.

Rippenheim! Du bist mit nichten einer der kleinsten Flecken Deutschlands, denn nach dir nannte sich nicht nur ein altes deutsches Adelsgeschlecht, seit dem 11. Jahrhundert, das jetzt noch im Elsaß blüht, sondern du bist noch bei Weitem mehr geehrt worden. Aus dir ging ein echter Meister in der Schneiderkunst hervor; in dir wurde Georg Stulz geboren. Stulz war kein Schneider, welcher sein Pfund vergrub, sondern er setzte Millionen Pfunde in seinem großartigen Etablissement in Umlauf und schaffte, auch ein Erkleckliches davon in seinen Säckel, um sie später kosmopolitisch zum Besten der leidenden Menschheit zu verwenden.

Der hieß ein Schneider; der war ein Schneider, und sogar von Geburt, da schon sein Vater in dem genannten badenschen Marktflecken Rippenheim ebenfalls ein ehrfamer

Schneidermeister war, der einen guten Ruf im ganzen Umkreis seines Wohnorts hatte. — Unser Georg, der älteste Sohn eines Elternpaares nach altem Schrot und Korn, war von Jugend auf „krausgliedrig und zart“, so daß alle Vettern, Nuhnen und Basen darin übereinstimmten, der Georg könne höchstens ein Schneider werden, „ihm habe der Herrgott selbst das Schneiderinsiegel aufgedrückt!“

Das Loos war geworfen, und Georg Stulz, der sich auch gar nicht dagegen sträubte, ward, als er die Schulbank verlassen und die Kinderschuhe ausgezogen hatte, der Schneiderei immatrikulirt, obgleich Pfarrerherr und Schulmeister es recht sehr beklagten, daß auf der Schneiderwerkstatt ein so guter Kopf „verloren gehen“ solle. Georg lernte aber nicht bei seinem Vater, weil dieser überzeugt war, daß sein Sohn in fremder Zucht und in fremder Lehre mehr lernen würde als daheim, wo die Mutter zu nahe dabei saß. Auch meinte Georg selbst, der dem Vater schon als Knabe öfter geholfen, daß er in Rippenheim einen zu kleinen Kreis für seine Lernbegierde haben würde, und da sich die Gelegenheit bot, daß er in Karlsruhe einen Meister fand, so ging er dorthin.

Georg Stulz machte von Jugend auf seinem Namen keine Schande, man sah ihm als Knabe schon frühzeitig an, daß er auf „Stulzen“ steigen, darauf sicher einhergehen und in der Welt etwas tüchtiges leisten würde. „Stulzen“ ist gleichbedeutend mit Stelzen; Stulz, im Englischen Stilts, bedeutet auch im Altdutschen den hohen Sattel auf dem Ritterrosse. Einfach ist zwar das Handwerkzeug des Schneiders, aber viel vermag sein Geschick damit zu schaffen; dies bewies auch unser Stulz, als er die Lehrjahre im Rücken hatte und als ehrbarer Schneidergesell nach Rippenheim auf Besuch kam, aber nur um von Vater, Mutter und Geschwistern Abschied zu nehmen und mit dem Känzel auf dem Rücken die damals noch gesetzlichen und für

sehr wichtig angesehenen Wanderjahre anzutreten. Er warf den Schuh, und seine erste Richtung war nach Frankfurt a. M., wo er Arbeit und auch Anerkennung seiner Tüchtigkeit als guter Arbeiter fand. Doch auch hier glaubte er baldigst, nichts weiter lernen zu können, und da er keineswegs zum bloßen „Nacht-knechte“ taugte, so ging er weiter nach der Schweiz. Es war damals eine bewegte Zeit; in Frankreich bereitete sich eine neue Zeit in staatlicher Beziehung vor, der Haarzopf verlor seine Geltung und die überreiche Mode Ludwigs XV. neigte sich zur Kamaschenzeit, die schon seit einigen dreißig Jahren von dem Preußenthume über Deutschland heraufbeschworen worden war, nachdem der preußische Obrist Fouqué bei seinen Grenadier-Bataillonen zuerst die Kamaschen eingeführt hatte.

Ein gewaltiger Umsturz im Kleiderschnitte stand bevor, doch Stulz hatte noch unter der alten Mode seine Nähsschule durchgemacht und sauber arbeiten gelernt! Die Schweiz wollte er eigentlich nur verlassen, um nach der Weltstadt Paris zu wandern, die schon seit einem Jahrhunderte in Europa alle Moden der feinen Welt diktiert hatte. Dort glaubte Georg noch Etwas mehr zu lernen; doch er ward eines Bessern belehrt, denn da gab es, wie er von Nebengesellen, die eben in Paris gearbeitet, zu erfahren Gelegenheit hatte, mehr Militärarbeit, die zum Theil selbst auf die Civilmoden bei Herren und Damen Einfluß hatte und sich in den seltsamsten Auswüchsen bemerkbar machte.

Stulz hatte eine Zeit lang in Genf gearbeitet und hier sich die französische Sprache schnell angeeignet; denn er war ein offener Kopf, der Alles schnell auffaßte. In Genf wurde nun eigentlich sein späteres Glück vorbereitet. Dasselbst hielt sich nämlich eine angesehene englische Familie auf, mit welcher Georg Stulz durch seinen Meister öfter in Berührung gekommen war. Diese suchte einen „Reiseschneider“, wie er damals sehr gewöhn-

lich war, der zu gleicher Zeit die Dienste eines Kammerdieners versah. Stulz, der seinen Plan, nach Paris zu wandern, aufgegeben hatte, und den es weit mehr nach der damaligen zweiten Weltstadt an der Themse, der zweiten Beherrscherin der Moden, verlangte, glaubte keine bessere Gelegenheit finden zu können, um unter angenehmen und billigen Verhältnissen nach London zu kommen, und nebenbei hatte er sogar die Aussicht, Paris zu sehen und etwas näher kennen zu lernen, da die Herrschaft, bei welcher er in Dienst trat, über Paris nach England gehen wollte.

In England angekommen, löste sich allerdings, wie voraus bestimmt, sein Dienstverhältniß, und zog er es vor, zuvörderst in einem kleinen Landstädtchen bei London in Arbeit zu gehen, um sich erst mit der Sprache, sowie mit den Sitten, Gebräuchen und Kleidungseigenthümlichkeiten des englischen Volks etwas vertrauter zu machen. Dann soll er aber nach London selbst gegangen sein, dort Arbeit gesucht und diese auch bei einem deutschen Meister gefunden haben, welcher auch sein Talent bald bemerkte und zu würdigen verstand. Es wird sogar erzählt, daß der Meister, der in Stulz nicht nur einen guten Arbeiter, sondern zugleich einen spekulativen Anordner erkannte, der auch im Zuschneiden ein treffliches Geschick entwickelte, ihm von selbst das Anerbieten machte, als Theilnehmer in sein bereits umfangreiches Geschäft einzutreten.

Nach einer andern, uns von London aus zugegangenen Nachricht scheint dagegen unser Stulz wohl gleich in London Arbeit genommen zu haben; doch, da er bei Weitem mehr denkender Kopf war, als bloßer Nachtarbeiter, scheint er nicht viel verdient zu haben, und daher, bei der Höhe der Preise der dortigen Lebensbedürfnisse, nicht eben gut als Schneidergeselle ausgekommen zu sein, weil er, wie jene Nachricht lautet, sich bald in die nothdürftigste Lage versetzt sah und sich sogar eine Zeit lang

von ganz niedern Arbeiten, Gassenkehren &c., seinen spärlichen Unterhalt verdient haben soll. In dieser drückenden Lage, wird uns weiter berichtet, habe er sich endlich an die Herrschaft, mit der er nach England gekommen, gewendet, ihr seine Lage dargestellt und ihr versichert, daß er durchaus als Schneidergeselle im Lande nicht bestehen könne und daher lieber als Herrendiener gehen wolle. Doch sein früherer Herr machte ihm den Vorschlag, sich doch selbst zu etabliren, und zugleich das Anerbieten, ihm auch mit Geldmitteln dabei behülflich zu sein.

Stulz nahm natürlich dies Anerbieten mit größtem Dank an und machte sich so bald als möglich selbstständig. Mit einem guten Darlehn seines frühern, gütigen Herrn richtete er sich bestens ein, und dieser trug auch noch überdies dafür Sorge, daß Stulz Kunden erhielt, indem er ihn bei seiner großen Bekanntschaft angelegentlich als einen tüchtigen und reellen Schneider empfahl, welche Empfehlung auch den besten Erfolg hatte und die Basis zu Stulz's späterm Glücke und Renommee ward. — Stulz war übrigens damals ein netter, junger Mann und hatte sich eine Haltung angeeignet, die Jeden für ihn einnehmen mußte. Er trug sich stets geschmackvoll und war somit seinen Kunden ein lebendes Modenbild, was für den Schneider ja stets ein trefflicher Empfehlungsbrief ist.

Nach einer andern Nachricht, namentlich nach Berlepsch's Chronik, starb sein Meister, mit dem er Kompagnieschaft gemacht, und er erbte sofort dessen ganze Kundschaft, wodurch Stulz's Schneiderboutique baldigst keine Werkstatt mehr, sondern eine wahre Kleiderfabrik geworden war. Eine dritte Nachricht läßt Stulz beim Hofschneider in London alsbald in Arbeit treten, der ihn in Kurzem zum Obergesellen und endlich zum Zuschneider erhob und ihm bei seinem Tode das ganze großartige Geschäft erblich überließ. Zu den verschiedenen etwas unbestimmten Nachrichten über Stulz — die wohl theilweise auf

Berwechselung mit seinem Neffen, Johannes Stulz beruhen, theils auch von seinen Verwandten und Landsleuten unrichtig aufgefaßt oder nach ihrer Art zurecht gelegt und weiter verbreitet worden sein mögen — gehört auch die, daß Georg Stulz von einem reichen Lord überfahren und beschädigt worden sei, wofür ihm dieser nach seiner Wiederherstellung als Entschädigung eine Summe Geldes zum Etablisement gegeben und ihn in der vornehmen Welt als tüchtigen und talentvollen Tailor eingeführt habe.

Thatsache ist übrigens, daß es Stulz nach seiner Etablirung in Kurzem soweit gebracht hatte, daß er nicht mehr als gewöhnlicher Schneider, sondern als echter Kleiderkünstler betrachtet wurde, und daß es selbst bei der Haute-Volée der Riesenstadt wahrhaft zum guten Tone gehörte, daß Derjenige, welcher in seiner Gesellschaft erscheinen und selbst angesehen sein wollte, nur in einem Anzuge aus Stulz's Magazin erscheinen durfte. So konnte es Stulz nicht fehlen, daß er auch die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich lenkte und vom Könige Georg IV., schon als er Prinz-Regent geworden war, zuvörderst mit der Lieferung der schönen und von Goldstickerei strotzenden Uniformen der Gardehusaren beauftragt ward. Sein Schneiderruf stieg von Tag zu Tage und ward sogar überseeisch, so daß selbst Engländer in Ost- und Westindien bei Stulz, dem nunmehr „ersten Schneider Londons“, arbeiten ließen.

Das war aber auch noch eine Zeit, wo der geschickte Kleidermacher Etwas verdienen konnte, indem die Preiskourants der Londoner Kleiderkünstler nach Pfunden eingerichtet waren, während die deutschen meist nur so viele Reichsthaler für ein Kleid ansetzen konnten.

Die Anhänglichkeit unseres Stulz an Deutschland legte sich unter Anderem dadurch an den Tag, daß er meistens deutsche Schneidergesellen in Arbeit nahm, welche überhaupt in England

damals sehr gesucht waren. Bei einer so großen Ausbreitung seines Geschäftsbetriebs, in dem er über 500 Gesellen beschäftigte, konnte es allerdings nicht fehlen, daß er es nach etwa dreißig Jahren unermüdeter Thätigkeit und umsichtiger Geschäftsführung zum Millionär gebracht hatte. Doch er hatte dabei auch seine Gesundheit untergraben, und die Aerzte riethen ihm, sich aus seinem Geschäfte nicht allein zurückzuziehen, sondern auch das für Engbrüstigkeit ungünstige Klima Englands zu meiden und in einem südlicheren Lande der Ruhe zu pflegen.

Sein Geschäft blieb aber nicht verwaist, denn bereits im Jahre 1815 war sein Neffe Johannes Stulz von Petersburg, wo derselbe als Geselle gearbeitet, nach London gekommen, nicht wissend, wie man sagt, daß sein Oheim daselbst etablirt sei, wiewohl dies schwer zu glauben, weil Georg Stulz stets mit seinen Eltern, die er bis zu ihrem Tode reichlich unterstützte, und auch mit seinem Geburtsorte überhaupt in steter Verbindung gestanden. Johannes Stulz soll übrigens vorher in einigen anderen Werkstätten Londons gearbeitet und daselbst von seinem Onkel Kenntniß erhalten haben, der ihn sodann als Zuschneider in sein Geschäft nahm. — Mit um so größerer Ruhe konnte Georg Stulz seine Scheere aus der Hand legen, da sogar das von ihm begründete, unvergleichliche Etablissement den Namen „Stulz“ beibehielt. Unser Georg Stulz wendete sich nun, dem Rathe seiner Aerzte folgend, aus dem ungesunden Klima Londons nach Hyères im südlichen Frankreich, zwei Meilen von Toulon, an der Küste des mittelländischen Meeres, wo ein ewiger Frühling und Sommer herrscht. Er ging also nicht, wie uns von London aus berichtet ward, nach Deutschland, um sich in Oesterreich baronisiren zu lassen.

Jetzt begann für Georg eine neue Epoche seines Lebens. Der erste vor ihm vollendet liegende größte Abschnitt seines Lebens war der Arbeit gewidmet gewesen und war lohnend;

er hatte ihn aus einem armen Schneidergesellen zum fürstlich-reichen Manne gemacht. In der nunmehrigen Periode der Ruhe beschloß er daher, sein ungeheures Vermögen, dessen Zinsen er, als kinderlos, unmöglich für seine Person verbrauchen konnte, zum Wohle seiner Mitmenschen anzuwenden, denn Wohlthun und Erfreuen waren ja schon früher seine stille Wonne gewesen. Vor Allem kaufte er sich in Hyères Grundstücke und baute für sich einige prächtige Gebäude, denn er führte gern ein großes Haus, sah gern Gesellschaften bei sich, und fand große Freude daran, heitere Leute um sich zu haben. Dabei aber gedachte er auch gern gegen Jedermann seiner früheren Vergangenheit, erzählte von seinen Eltern und von seinem Rippenheim, sprach mit sichtbarem Vergnügen davon, daß er als armer Schneidergeselle nach London gekommen sei und daß er durch Gottes Hülfe und durch Thätigkeit sich Etwas erworben, so daß er nun ausruhen könne. In seinen einsamen Stunden beschäftigte er sich gern mit Börsenangelegenheiten, spekulierte sehr glücklich in Staatspapieren und gewann dadurch in kurzer Zeit so große Summen, daß er, wie man behaupten wollte, sein aus England gebrachtes Vermögen verdoppelte. Seiner Freude am Wohlthun konnte er sich dadurch auch um so unbeschränkter hingeben, weshalb er von nun an auch mit wahrer Verschwendung Wohlthaten übte.

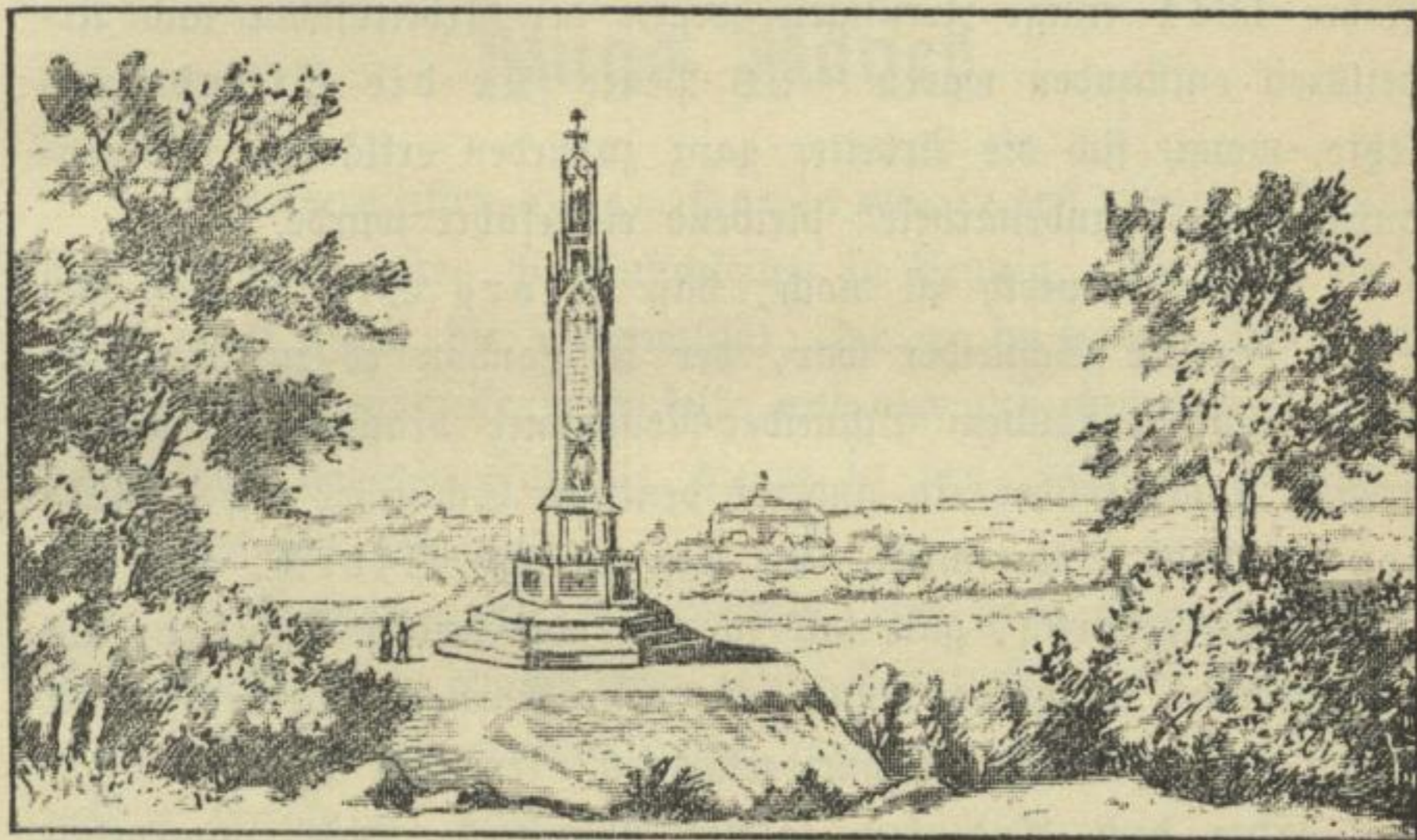
Während er bereits in London Vieles zu gemeinnützigen Zwecken und namentlich zur Unterstützung und Aushilfe armer Handwerker mit reichlichen Händen beigetragen hatte, gab er vor Allem zur Einrichtung eines Spitals zu Rippenheim 30,000 Franken, sowie zur Restauration der dasigen Kirche 11,000 Franken. Bei Gelegenheit einer Rheinüberschwemmung um 1830 gab er für die dabei Verarmten 25,000 Fr. Ebenso legirte er zur Bildung des polytechnischen Instituts und des evangelischen Schul-

Lehrer-Seminars zu Karlsruhe 30,000 Franken. Ferner spendete er am 31. Dezember 1831 für die Leopold- und Sophienstiftung zu Karlsruhe 50,000 Franken, und dotirte daselbst zu einem Pfründnerhause ebenfalls eine bedeutende Summe. Seine letzte wahrhaft großartige Spende und eigentliche Stiftung bestand in 200,000 Franken zu einer Waisenanstalt in Lichtenthal. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß der Großherzog von Baden, in dessen Lande Georg Stulz, eingedenk seiner Landeskindschaft, so ungeheure Summen zu milden Stiftungen gespendet, auf diesen großartigen „Schneider“ aufmerksam werden mußte. Er erhob ihn im Jahre 1832 in den badischen Adels- und Ritterstand und gab ihm das Wappen der ausgestorbenen, freiherrlichen Familie **von Ortenberg**, indem er ihn noch überdies mit dem in Ruinen liegenden Stammschlosse derselben belohnte und ihm die Dekoration des badischen Ordens des Zähringer Löwen verlieh.

Doch unser guter Georg Stulz, als Ritter von Ortenberg und Ritter des badischen Löwenordens, überlebte diese weltlichen Auszeichnungen nicht lange, denn er segnete in Folge plötzlicher Abzehrung bereits am 17. November 1832, im 51. Jahre seines thätigen und dem Wohle der Menschheit geweihten Lebens, das Irdische. Er starb zu Hyères, von Allen, die ihn kannten und seine Verdienste würdigten, innig betrauert. Ja, die Stadt Hyères sah den Todestag Georgs Stulz als einen öffentlichen Trauertag an, und sein ungemein feierliches Leichenbegängniß lieferte den Beweis, wie sehr er allgemein geliebt und hochgeachtet war, denn alle Behörden, alle Wohlthätigkeits-Vereine, welchen er so Vieles geopfert, alle Klassen der Bürger folgten seinem Sarge, um ihm die letzte Ehre zu erweisen; sogar die Nationalgarde begleitete den ungeheuren Zug mit blinkenden Wehren und fliegenden Fahnen,

und eine große Anzahl Redner spendeten dem dahingeshiedenen echten Christen und Menschenfreunde das letzte irdische Lob über seiner Ruhestätte.

Auch in Frankreich hatte Georg Stulz Denkmäler seiner Freigebigkeit hinterlassen, so ist z. B. die evangelische Kirche zu Marseille fast ganz aus seinen Mitteln erbaut und selbst der katholischen Kirche zu Hyères ließ er eine kostbare Orgel bauen, ließ überdies die Brunnen der Stadt ver-

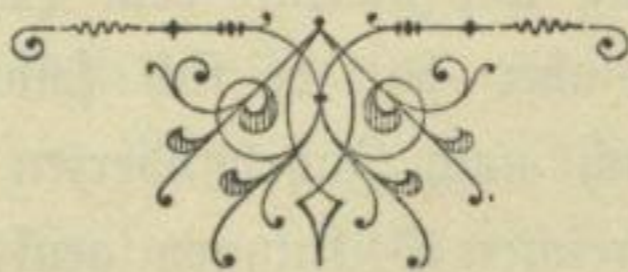


bessern, neue graben und prachtvoll herrichten, und stiftete daselbst ein Hospital für Berarmte und alte franke Personen. — Rippenheim, sein Geburtsort, hat das herrliche Andenken dieses unvergleichlichen Schneiders, der als Ritter von Ortenberg in die Annalen der Geschichte verzeichnet worden ist, durch ein hübsches Monument der Nachwelt gesichert, dessen Abbildung wir hiermit dem Leser vor Augen führen. Noch weit mehr aber hat er sich selbst ein Denkmal dadurch erbaut, daß noch nach Jahrhunderten Diejenigen, welche die Wohlthaten seiner reichen Stiftungen genießen, sein Andenken in dankbarer Brust feiern und seine Asche segnen werden.

Sein Nefte, Johannes Stulz, welcher seines Oheims großartiges Etabliſſement zur Ehre ſeines Namens fortführte und im höchſten Renommee erhielt, hat ebenfalls dem Namen „Stulz“ in London durch Begründung eines Inſtituts zur Aufnahme unfähig gewordener Arbeiter ein bleibendes Denkmal errichtet; er ſtarb, noch im Tode mit dem Vorditel geehrt, am 13. April 1849. Die engliſchen Schneidergeſellen ehren des Johannes Stulz Andenken auch deſhalb, weil er — als im Jahre 1844 einige Irrungen wegen der Arbeitslöhne und Arbeitszeit entſtanden waren — 6 Pence für die Stunde anſetzte, womit ſich die Arbeiter ganz zufrieden erklärten, und wodurch die „Stundenarbeit“ bleibend eingeführt wurde.

Bemerkenswerth iſt noch, daß Georg Stulz nicht der erſte deutſche Schneider war, der in London es zu ſo großer Ehre und zu ſolchem Schneider-Renommee brachte, da bereits dreißig Jahre früher ein anderer deutſcher Schneider auf „Stelzen“ daſelbſt einherſchritt. Er hieß nämlich Storch, war aus Thüringen gebürtig, galt faſt ſo, wie die beiden Stulze, als „Greatman“ in London, und ſah ſogar Fürſten und Grafen an ſeiner nicht nur mit „Schneiderkarſpen“ ſervirten Tafel.

Ehre dem Andenken ſolcher Männer! Ehre namentlich unſerm verdienſtvollen Georg Stulz, der nicht, wie ſein Nefte Johannes, das renommirteſte Schneidergeſchäft der Erde in voller Blüthe übertragen erhielt, ſondern aus eigener Kraft ſich emporarbeitete zur Freude und zum Segen von Vielen, die ſeine Wohlthaten genoſſen und noch genießen werden.





Hugo Hoyer.

Schneidermeister Hugo Hoyer war in den vierziger Jahren eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Leipzig. Er besaß diese Popularität durch die Originalität, die er in seinem Benehmen und seiner Lebensweise entwickelte, und war außerdem hauptsächlich durch seine witzigen Inserate, die er in den Leipziger Zeitungen erließ, bekannt geworden.

Da Hoyer außer dem Geschick, eine ganz einzig dastehende Reklame für sich zu machen, alle Kenntnisse und Fähigkeiten eines geschickten Schneiders besaß, war es nicht zu verwundern, daß er Erfolg im Leben hatte.

In welcher Weise Hoyer die Aufmerksamkeit des Publikums durch originelle Anzeigen zu erregen suchte, zeigt folgende kleine Auswahl seiner Ankündigungen. Er ließ z. B. veröffentlichen:

Atelier von Hoyer,

bildendem Schneider und schneiderndem Bildner.

Für lebensgroße Naturen:

Mäntel mit grandiosem Faltenwurf und vielfältige **Hosen**.

Zur Bekleidung von Büsten und Brustbildern:

Westen, welche alles Fehlende ersetzen.

Ferner:

Gesegete Mahlzeitwesten,

so eingerichtet und klassisch, daß das Aufknöpfen beim Essen überflüssig wird.

Wieder ein andermal kündigte er folgendes an:

„Die Welt ist groß — das menschliche Genie ist größer. Von Afrika's sonnenverbrannten, äußerst sandigen Küsten traf soeben per Storchpost eine große Anzahl

Abdelkader-Schlafröcke

bei mir ein. — Dieselben haben die hohe Eigenschaft, den sie tragenden Afrikaner unsichtbar zu machen, woher es denn wohl kommen mag, daß Abdelkader, so oft von den Franzosen gefangen, ihnen immer entwich, denn er trägt beständig, selbst bei seinen Niederlagen, Schlafröcke. Eine eigene, von mir selbst (das Genie und Allah ist groß!) erfundene Vorrichtung hat diese Eigenschaft auch den europäischen Menschenkörpern (zuerst jedoch ausschließlich den königlich-sächsischen) vindicirt, und somit mögen denn alle Diejenigen, die in der jetzigen bewegten, naßkalten, theuern Zeit sich unsichtbar zu machen oder den Franzosen zu entgehen wünschen, sich bei mir einfinden. Ich habe, trotz dieser wichtigen, daher menschlichen, herzerhebenden Erfindung, mein bisheriges Logis in der Haynstraße beibehalten, denn Bescheidenheit ziert jedes wahren Künstlers Herz und Haus.“

Auch die folgenden originellen Anzeigen entstammen Hoyer's Humor:

„Der Schneidermeister Hoyer macht hiermit bekannt, daß heute keine Bekanntmachung von ihm erscheint.“

„Hört! hört! so tönt's im Parlament! Hört! hört! so tönt's aus Hoyer's Atelier. Daselbst ist eine Parlaments-Weste erfunden, welche dem Träger alle Staatswissenschaften auf eine so geheimnißvolle Weise beibringt, daß diese und die mit ihnen

verbundene parlamentarische Redegewandtheit in kurzer Zeit einen Sitz beim nächsten Landtage durchaus verschaffen muß. Die durch eine solche Weste acquirirte Rhetorik verhält sich zur cicero-nianischen Beredtsamkeit wie 100 zu 1. Sam. Chr. Hoyer."

„Als Venus Anadyomene nackt aus dem Meere stieg, waren andere Zeiten, man schrieb Anno Domino vor Christo; wollte sie es heute etwa in Schimmel's Tiefe probiren, würde unsere christliche Polizei der Heidin schön auf's Dach steigen; auch sitzen in unsern Gymnasien die Knaben nicht etwa in puris naturalibus auf der Schulbank, was, beiläufig gesagt, jetzt eine stark verdoppelte Schulheizung erfordern würde; man sieht also, daß unsere Zeiten wesentlich von denen der Alten abweichen. Was folgt daraus? daß ich vollkommen berechtigt bin, die christlich germanische Welt auf die Nothwendigkeit der Kleider aufmerksam zu machen. Sam. Chr. Hoyer."

„Ich sehe nicht ein, was der Tanzkünstler vor dem Kleiderkünstler voraus haben soll! Meister Strauß, der Walzerkönig, hat jedem Walzeropus einen vielversprechenden Namen gegeben; da die Welt nun einmal getäuscht sein will, so zeige ich hiermit an, daß auch ich jedes Opus apart benennen werde. Von heute an sind bei mir folgende Opera zu haben: „Das Leben ein Tanz“ [Ballhose], „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd“, [Reithose, frei nach Schiller], „Sag' Poete, sag' Prophete, was bedeutet dieser Traum?“ [Morgenröcke von persischem Muster nach Goethe's „westlichem Divan“], „Abelaide“ [Frühlingsfrack, Text von Matthisson, Musik von Beethoven, Façon von Sam. Ch. Hoyer].“

Eine Spezialität von ihm war die Anfertigung von Westen, für die er immer neue Muster und Moden ersann und die auch eines besonderen Rufes in der Leipziger Stutzerwelt sich erfreuten. Als Reklame erschien einmal ein offener Brief des Schneidermeisters Hascher an ihn, der folgendermaßen lautete:

„Meister der Meister!

„Du hast mir zu meinem Geburtstag eine Weste geschenkt. Diese Weste ist das non plus ultra unsrer Kunst, eine Dichtung, die Dich unsterblich macht. Weißt Du, was einst Buonarrotti gesagt? Wenn ich nicht Michel Angelo wäre, möchte ich Albrecht Dürer sein. Die Bewunderung, die mir Deine Weste einflößt, reizt mich hin, Dir zu sagen: Wenn ich nicht Hascher wäre, möchte ich Hoyer sein!

„Hand in Hand mit Dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

Der Humorist Herloßsohn hat Meister Hoyer, diesem Helden der Reklame, einst folgendes biographische Denkmal gesetzt:

„Die, so die Könige beschreiben, erhalten Orden oder kommen auf die Festung, beides ist schlimm; ich will zur Veränderung einen Schneider beschreiben, nicht aus Mangel an Königen, aber wegen Ueberfluß an Festungen. Vielleicht schenkt mir Herr Hoyer ein Paar Hosen zur Erinnerung, mit der auf der Schattenseite eingenähten Devise „Souvenir de Hoyer“; das wäre doch ein Andenken, das ich mit gutem Gewissen zerreißen könnte! Es sind nur wenige Data aus dem Leben des großen Leipziger Schneiders, die ich mittheilen kann, nur einige flüchtige Striche; Hoyer hat mir nicht gefessen, ich habe ihn nicht besucht, nur so im Vorbeigehen habe ich ihn studirt. Er ist von mittelmäßiger Statur, führt ein blasses, feines Gesicht und nährt sich des Abends hauptsächlich von Cotelettes. Bis in sein siebenzehntes Jahr war er Dekonom, kam dann zu einem Schneider in die Lehre und ging diesem nach neun Monaten durch die Tappen, um in der preussischen Stadt Quedlinburg als Schneidergeselle aufzutreten. Von hier an fehlen lange Zeit die Nachrichten über Hoyer's Leben und er selbst beharrt über die Periode bei einem standhaften Schweigen. Man will von burschenschaftlichen Verbindungen wissen, in welche sich Hoyer zu jener Zeit

eingelassen haben soll, von schwarzen Hosen, die er nach dem Feierabend mit Roth und Gold besetzt. So viel ist gewiß, daß er einer von den drei gefährlichen Schneidergesellen war, welche beim Wirth zu Ingelheim einkehrten, und zwar derjenige, von dem Herloßsohn berichtet:

„Der erste, der fing einen Sonnenstrahl
Und fädelte ihn ein in die Nadel von Stahl;
Am Rhein, am Rhein!
Er näht' ein zerbrochenes Weinglas zusamm',
Daß man die Nath nicht erkennen mehr kann
Beim Wein, beim Wein!

„Rühren wir aber nicht alte Geschichten auf, welche Herrn Hoyer jetzt gefährlich werden könnten; lassen wir die Jugendverirrungen des Künstlers und folgen wir dem kühnen Tailleur nach Leipzig, wo er in „Auerbach's Hof“ mit weißer Kreide schwarze, tuchvernichtende Pläne schmiedet und mit der mächtigen Scheere ein Atelier von 50 bis 60 Schneidergesellen dirigirt. Schneiden, schneiden, mit der großen Scheere, das ist Hoyer's Lust! Man sollte es nicht glauben, aber was dem Spieler Würfel und Karten sind, das ist Hoyer'n die schöne, blanke, scharfe Scheere. Ja, ich glaube es gern, es mag der Ausdruck einer mephistophelischen Wollust in den bleichen Zügen dieses Künstlers liegen, wenn er gierig mit der Scheere in die feinen Tuche wüthet. Schneiden, schneiden! sagte Hoyer und dabei machte er scheerenartige Bewegungen mit den Fingern auf mich los und blickte nach meiner Nase.

„Hoyer's Gesellen tragen im Atelier alle rothe Hosen und Jacken, und es macht einen eigenen Eindruck, wenn in den langen Arbeitsfälen nichts als rothe Ellenbogen flammenartig zucken. Hoyer schämt sich seines Schneiderthums nicht, er würde allenfalls den Grafen mit ein paar mal hunderttausend Thalern vorziehen, um, wie man sagt, mitunter sich so recht gemein

machen zu können. Er verspricht sich nämlich viel Genuß davon, wenn er sich z. B. als Graf in ordinären Tabagien herumtreiben könnte.

„Hoyer geht überall hin, wo es nobel ist, auch in das „Hotel de Bavière“, und macht da viel „Krawall“, wie er zu sagen pflegt, trinkt Champagner, läßt sich sehen und hören. Aber er ist kein Verschwender, er berechnet alles sehr klug und weise; wenn er 20 Thaler für Champagner zahlt, so muß er dadurch wenigstens Bestellungen auf drei neue Röcke bekommen. An jedem Rock verdient er 15 Thaler, macht 45 Thaler, davon ab 20 Thaler für Champagner und 5 Thaler, die er sich für gemachten „Krawall“ gutbringt, bleiben immer noch 20 Thaler, welche er in die Tasche schiebt. Dies nennt Hoyer den absichtlichen Champagner und jeden mit Recht „dumm“, der den Champagner nur trinkt, um ihn zu trinken. Neulich trank Hoyer auch absichtlichen Champagner in einem Hotel mit obligatem „Krawall“, da fragte ihn einer seiner anwesenden Kunden: „Hoyer, bin ich Ihnen nicht noch ein Paar Hosen schuldig?“ In solchen Angelegenheiten — erwiderte gefaßt der große Schneider — haben Sie sich an meinen Buchhalter zu wenden!

„Hoyer besitzt Wagen und Pferde, eine elegante Equipage; bloß deshalb, sagt er, wenn ein Fremder Beinkleider bestellt, um ihn nicht warten zu lassen, wird er eine halbe Stunde, bis sie fertig sind, spazieren gefahren. Hoyer hat auch ein großes Landgut in Markleeberg mit vielen Ochsen und Schafen; bloß deswegen, sagt er, damit ich weiß, wo ich hinfahre, wenn kein Fremder in Hosenangelegenheiten spazieren gefahren wird. Auch gedenkt Hoyer später sein Tuch auf diesem Gute selbst zu erzeugen.

„Hoyer ist ein großer Menschenfreund, er beschäftigt vier Advokaten, die nach den Umständen einer verschämten Sorte seiner Kunden forschen müssen. Er ist ein nobler Schneider,

von dem alles zu erlangen ist, nur keine Rechnung; er spricht wie ein Kaufmann von „Tratten“, „Monat dato“, „nach Sicht“, von „Zinsen“, von „Prozenten“ zc., er wird von französischen Westenzeugreisenden förmlich belagert, und die Wechsel sollen bei ihm herumliegen wie die bunten Lappen.

„Hoyer hat eine Passion auf schlanke Taillen, „tolle Taillen“ nennt er sie. Wenn er jemandem mit einer tollen Taille einen Rock gemacht hat, dann kommen, — erzählt er — des andern Tages die Leute „angefauft“ und bestellen, und Hoyer fängt wieder zu schneiden an.

„Hoyer ist auch glücklicher Gatte und Familienvater, aber er rathet niemandem zu heirathen. Im übrigen ist das derselbe Hoyer, welcher vor einiger Zeit, gegen Insertionsgebühren, geistreicher Mitarbeiter an Held's „Lokomotive“ war.“ —

Diese biographischen Notizen über Hoyer, obgleich in humoristischem Gewand, lassen erkennen, daß unser Leipziger Kollege seine Sache verstand. Gar viele haben sich seine Art, sich bekannt zu machen, zum Vorbild genommen, aber freilich nicht mit einem annähernd gleichen Erfolg. Es fehlte ihnen eben die Genialität auf der einen und das tüchtige fachmännische Können auf der anderen Seite. Nach beiden Richtungen hin trat die Persönlichkeit Hoyers in markanter Weise über das Niveau hervor und das gründete seinen Erfolg. In Fachkreisen wird man sich gern dieses Meisters der Nadel und der Reklame erinnern.





Gustav Adolf Müller,

eine kurze Geschichte seines Lebens und Wirkens.

Der Name Gustav Adolf Müller hat einen guten Klang in der Schneiderwelt, er ist für das Gewerbe ein wahrer Gustav Adolf gewesen, und was seine kraftvolle Persönlichkeit in zielbewußtem Streben für die Hebung unseres Standes gethan hat, ist in frischer Erinnerung Aller und wird es dauernd bleiben.

Charaktere wie Müller sind selten; mit um so größerem Stolze und desto länger wird die Fachgenossenschaft auf Müller wie auf ein stolzes Vorbild blicken.

Es ist anzunehmen, daß in weiten Kreisen eine kurze Schilderung des Lebenslaufes Müllers Interesse erwecken wird, welche Schilderung auch noch dadurch an Bedeutung gewinnt, daß sie sich auf eigene handschriftliche Notizen Müllers stützt.

Müller wurde am 7. Juni 1818 in Hartmannsdorf bei Schneeberg als Sohn eines Müllers geboren. Er war der älteste von vier Geschwistern und infolge seiner geistigen Reg-

famkeit der Liebling der Eltern. Nicht, daß er sich diese Zuneigung der Seinigen durch Folgsamkeit zu erwerben verstand — er gewann sie vielmehr dadurch, daß er trotz aller Wildheit, die ihm manche schwere Züchtigung einbrachte — seinen Eltern durch seine im Grunde freundlichen Herzensanlagen, durch Geschick und einen aufgeweckten Geist Freude bereitete.

Einmal war der kleine Adolf als dreijähriges Bürschchen allein in die Kirche gelaufen und hatte den im Dienst beschäftigten Pfarrer voll Wißbegier nach dem Christkindlein gefragt. Im Alter von vier Jahren kam er unter einen schweren Lastwagen zu liegen, dessen Rad ihn zermalmt hätte, wenn nicht ein zufällig daliegender Stein dasselbe in die Höhe geschleudert hätte. Oft stürzte er beim wilden Jugendspiel in den Mühlgraben, wurde aber immer glücklich gerettet; einmal fiel er aus der Scheune in die Tenne, wobei er sich den Arm zerschlug; wieder einmal als er mit seinen Gespielen vermittelst zweier Wagenräder und einer Leiter ein Karussell baute, schlug das vom Stiel losfahrende Beil ihm gegen die Stirn und brachte ihm eine schwere Wunde bei, deren Narbe er sein ganzes Leben behielt.

Aber es schien die Hand Gottes immer über dem Kinde zu walten, denn es entrannt glücklich allen es bedrohenden Fährnissen.

Müller lernte den Ernst des Lebens schon in früher Jugend kennen. Er war kaum sechs Jahre alt, als sein Vater starb, und ein Jahr darauf folgte demselben ein Brüderchen in den Tod nach. Die Wiederverheirathung seiner Mutter gab ihm zwar einen Stiefvater, der ihm aber den Verlust des leiblichen Vaters nicht zu ersetzen vermochte.

Wie Müller durch seine Handfertigkeit, die ihn alle möglichen Tändeleien aus Papier, Pappe, Holz u. s. w. fertigen ließ, die häufige Bewunderung seiner Umgebung erregte, so gewann der aufgeweckte Junge auch in der Schule die Zuneigung

seines Lehrers, der oft verlegen war, wie dem Wissensdurst und dem geistigen Können seines Zöglings das gewöhnliche Lehrpensum der Dorfschule genügen sollte.

Sein Lehrer, der zugleich Kantor war, lehrte dem jungen Adolf auch das Orgelspiel und hierbei mag der Grund für jene schöne Neigung Müllers zur Musik — die er sein ganzes Leben behielt — gelegt worden sein.

Der Fürsprache dieses Lehrers hatte er es zu verdanken, daß er nicht, wie der Vater eigentlich wünschte, nach der Konfirmation das Bäckerhandwerk erlernte, sondern zum Besuche des Lyceums nach Schneeberg geschickt wurde.

Für seinen Unterhalt während seiner Gymnasialzeit sorgte Müller fast allein, indem er sich als Chorist im Kirchenchor zu Schneeberg, dem er bald als Oberchorist vorstand, einen gewissen Verdienst erwarb, außerdem aber durch Ertheilung von Singstunden sich kleine Nebeneinkünfte verschaffte. An diesem Kirchenchor wurden zeitweise ziemlich hohe Anforderungen gestellt, denn es war Sitte, daß um die Weihnachts-, Ostern- und Pfingstzeit vor jedem Haus Kurrende gesungen wurde, was oft drei Tage dauerte und unsern Müller, der die Soloparthien sang, besonders anstrengen mußte. Man hätte glauben können, daß diese vielseitige anderweitige Beschäftigung den jungen Scholaren vom eigentlichen Studium etwas ablenken würde, das war aber bei Müller nicht der Fall, im Gegentheil, er war trotzdem in fast allen Lehrfächern einer der Besten.

Im Jahre 1835 erfuhr Müllers Leben eine entscheidende Wendung. Das Schneeberger Lyceum wurde um diese Zeit mit dem Zwickauer Gymnasium verschmolzen, und das gab den Anlaß, daß die Eltern Müllers ein Veto gegen das weitere Studium ihres Sohnes einlegten; er sollte nun doch noch ein Handwerk erlernen und es ward bestimmt, daß er zu einem Zwickauer Schneider in die Lehre gehen sollte.

Der Leser wird es verstehen, welchen Kampf es dem Jüngling, den fast glühende Neigung für die Wissenschaft beseelte, gekostet haben mag, als er seinem idealen Streben ein Ziel setzen sollte und, den Wünschen seiner Angehörigen gehorsam, ein Gewerbe ergreifen mußte, ein Handwerk, auf das man zur damaligen Zeit noch mit einer gewissen Geringschätzung herabblickte. Dem jungen Müller blutete das Herz, und was er unter dieser Schicksalswendung damals gelitten haben mag, das spricht sich ergreifend in einem Gedicht aus, welches er unter dem Titel „Elegie auf mein Loos“ schrieb. Die ersten Strophen desselben lauteten:

Warum stieß aus Deinem goldnen Gleise,
Holde Wissenschaft, mich eine rauhe Kraft?
Warum nahmst Du, Schicksal, mir die Speise,
Die allein dem Geiste Kräfte schafft?
Ließest darum Du in's Licht mich blicken,
Um geblendet mich zurück zu schicken?

Müller aber war nicht der Charakter, einer unwillkommenen Schicksalswendung klagend gegenüberzustehen: sobald er einmal den neuen Lebensweg betreten hatte, war er Mann genug, auf dieser Bahn kraftvoll vorwärts zu streben, und so finden wir ihn, wie er bei Meister Zenner in Zwickau die Nadel führt und eifrig um seine fachliche Ausbildung bemüht ist; schon nach einem halben Jahre arbeitete er mit den Gesellen um die Wette. Er vernachlässigte dabei aber auch nicht, die mannigfachen heiteren Künste zu üben, wie Musik oder Poesie, die für ihn stets eine Herzerquickung waren.

Der junge Adolf besaß in hohem Grade schöpferische Kraft und Forschungstrieb. Er hatte daher immer seine eigenen Ideen, und sein bedeutendes Können und kräftiges Wollen bewirkte es, daß er alles das, was er sich vorgenommen hatte, auch durchführte. Denken und Handeln waren bei ihm eins.

In seiner Lehrlingszeit, wo er in seinen Freistunden aus farbigen Tuchstücken mosaikartige Wappen und dergleichen fertigte, kam er auf den Gedanken, auf solche Weise ein Bild in Deckenform herzustellen. Dieses Deckchen, in seiner Art ein Meisterwerk, erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt, und der junge Künstler machte dieselbe schließlich Niemand geringerem als der sächsischen Landesmutter selbst zum Geschenk.

Eine andere Episode aus seiner Jugendzeit, die seine Eigenart kennzeichnet, ist die folgende: Kurze Zeit später — als Müller gelegentlich einer Reise das mühsame Stromaufwärtsziehen der Schiffe auf der Elbe gesehen hatte, kam er auf den Gedanken, ein Flügelschiff zu konstruiren, welches unabhängig von der Windrichtung die bewegende Kraft vom Winde empfangen sollte, der sich — ähnlich wie jetzt bei den Wasserturbinen — in den Flügeln fängt. Er fertigte ein zierliches Modell und reichte es bei der königlichen Modellsammlung ein. In beiden Fällen wurde dem jungen Müller von höchster Seite Anerkennung gezollt, — er erhielt vom Ministerium des Innern nicht nur eine ansehnliche Gratifikation für seine Leistungen, sondern auch, was er sich besonders wünschte, einen legalisirten Paß nach Paris kostenfrei — der damals, wo die Reise nach der französischen Hauptstadt verboten war, äußerst selten ausgestellt wurde. Außerdem gewann er bei dieser Gelegenheit die Freundschaft des Hofsekretärs Grohmann, der ihm alle Zeit ein geneigter Gönner und väterlicher Freund blieb.

Schon im Jahre 1838 war Müller zum Gesellen gesprochen worden und, nachdem er auf der Wanderschaft Leipzig, Berlin und Dresden besucht und auch an diesen Plätzen kurze Zeit konditionirt hatte, trat er am 4. Sept. 1839 seine Reise nach Paris an. Er lenkte zunächst seine Schritte nach der Schweiz und nahm in Genf Aufenthalt. Ueberall, wo Müller hinkam, fühlten die, die ihn kennen lernten, sich durch seine

heiteren Geistesanlagen zu ihm hingezogen. Seine musikalischen Kenntnisse sowie seine dichterische Begabung machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, der überall auch in besseren Familien Zutritt hatte. Was Wunder, daß sich auf diese Weise sein Aufenthalt in Genf zu einem sehr angenehmen gestaltete, an den er immer und mit Freude zurückdachte. Im Juni 1840 setzte er von Genf seine Reise nach Paris fort. Er fand sofort in der französischen Metropole Arbeit, konnte sich derselben aber nicht lange erfreuen, da schon im Juli einer geheimen Agitation zufolge ein allgemeiner Strike der Schneider ausbrach, bei welchem an die 30 000 Gefellen die Arbeit niederlegten. Obgleich Müller mit dem Treiben der Pariser Arbeiterschaft durchaus nicht sympathisirte, war er gezwungen mit dem Strom zu schwimmen, wenn er sich nicht den ärgsten Mißhandlungen aussetzen wollte. Er benutzte die unfreiwillige Muße, um sich weiter auszubilden, trieb Musik und dichtete und war auf diese Weise bemüht, durch geistige Freuden sich über den oft bitteren Mangel der materiellen Genüsse — er litt oftmals sogar Hunger — hinwegzutäuschen. Endlich endete ein gegenseitig vereinbarter status quo ante den aufreibenden Strike und Müller fand durch Vermittelung des sächsischen Gesandtschaftsattachés, an den er empfohlen worden war, sofort Stellung.

1841 finden wir ihn in Blois und im Winter desselben Jahres wieder in Paris. In Blois hatte er bei seinem Meister sich nebenbei in der Kunst des Porträtirens versucht und damit ganz überraschende Erfolge erzielt. Besonders fertigte er Profilzeichnungen in Kreidemanier und er hatte darin schließlich solch eine Fertigkeit erlangt, daß ihm später die Ausübung dieser Kunst zu einer Einnahmsquelle wurde, denn man zahlte ihm 5—10 fr. für ein Bild.

Es ist ein Beweis von Müllers glücklicher geistiger Veranlagung, daß es eigentlich kein Gebiet des Könnens gab, für

das er nicht ein lebhaftes Interesse an den Tag gelegt und in dessen Ausübung er nicht Bemerkenswerthes geleistet hätte. Sein ganzer bis jetzt beschriebener Lebenslauf spricht für diese Beobachtung und die weitere Schilderung desselben wird sie bestätigen. Bei seinem ferneren Aufenthalt in Paris finden wir Müller in seiner freien Zeit damit beschäftigt, zwei komische Opern ins Deutsche zu übersetzen. In gleicher Weise leistet er einem deutschen Zuschneidelehrer bei Ausarbeitung und Uebersetzung eines Werkes durch seine technischen und sprachlichen Kenntnisse bedeutende Dienste. Die Anregung, die er durch diese letztere Arbeit empfing, sollte auf sein ferneres Leben und Streben nicht ohne Einfluß sein. Wohl besaß er natürlich die Kenntniß eines gewissen Zuschneidesystems, das er schon als junger Gesell von einem Kollegen erlernt hatte, aber als er sich in die vorerwähnte Uebersetzungsarbeit vertiefte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, wie sehr die Zuschneidekunst als Wissenschaft noch im Argen lag. Die grundlegenden Studien für sein späteres epochemachendes Werk „die Fachwissenschaft“ machte Müller in Paris und obschon er sein neues trigonometrisches System daselbst schon jungen Kollegen lehrte, blieb doch die Herausgabe des daraufbezüglichen Werkes einer späteren Zeit vorbehalten.

Im Januar 1843 gab Müller seine Zuschneiderstelle, die er in einem geachteten Pariser Hause zur größten Zufriedenheit seines Chefs bekleidete, auf und trat, von Sehnsucht getrieben, den Weg nach der Heimat an.

Er wandte sich nach Dresden, für welches er von jeher eine schwärmerische Neigung gehabt hatte, und machte sich, nachdem er daselbst sein Meisterstück für den Neffen des Königs — den Prinzen Albert — gefertigt hatte, in der sächsischen Residenz selbstständig.

Es war nichts Leichtes, ein Geschäft ohne Kapital zu gründen, und Müller wußte von mancher geschäftlichen Verlegenheit zu

erzählen, die es da anfänglich zu überwinden galt. Ueberall aber zeigte sich Müller nicht nur als geschickter Fachmann, sondern auch als thatkräftiger, weitsichtiger Geschäftsmann. Als die Kunden nicht in der gewünschten Anzahl zu ihm kamen, war er es, der sie kurz entschlossen aufsuchte. Er bereiste die Provinz und binnen Kurzem war er in der Lage, fünf Gesellen zu beschäftigen, eine Zahl, die sich in späteren Jahren auf 80 steigerte. Müllers Geschäft war, nachdem es sich unter seiner umsichtigen Leitung von Jahr zu Jahr mehr entwickelt hatte, ohne Zweifel das bedeutendste am Platze. Geradezu spaßhaft wirkt es, wenn man heute von dem Differenzfall hört, den Müller mit der Kaufmannschaft hatte, weil er ein großes Firmaschild mit der Bezeichnung *Marchand tailleur* führte. Es kam zur Klage und nur durch die energischste Verfechtung seines Rechtes bis in die letzte Instanz erreichte Müller, daß er von jener Zeit ab diese Bezeichnung führen durfte, obgleich in vorausgehenden Streitfällen das richterliche Urtheil entgegengesetzt gelautet hatte.

Am 3. Oktober 1844 hatte sich Müller mit Fräul. Anna Therese Strzelba vermählt und der glücklichen Ehe entsprossen zwei Kinder, deren erstes freilich frühzeitig starb. Die ersten Jahre seines jungen Ehestandes sowie seiner neugegründeten Selbstständigkeit fielen in eine vielbewegte Zeit; es war die Zeit um's Jahr 1848. Bei dem Charakter Müllers ist es wohl selbstverständlich, daß er von den gewaltigen Strömungen damals nicht unberührt blieb.

Als Stadtverordneter und Wahlmann für das Frankfurter Parlament war er eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt. Er wurde 1848 zum Referenten der Dresdner Schneiderinnung und der Schneiderinnungen Sachsens ernannt, um der Regierung vorhandene Uebelsstände, deren Beseitigung gewünscht wurde, vorzutragen. In dieser Eigenschaft reichte er bei der Regierung

unter Anderem eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Petition um Gründung einer Nationalbank ein, für welche er die Grundzüge gegeben hatte. Der Entwurf des scharfsichtigen Bürgers kam nicht zur Berathung, weil schließlich die Mairevolution mit elementarer Gewalt hereinbrach. Schon vorher hatte Müller seine Beziehungen zu seiner Partei gelöst, nachdem er gesehen, daß die heilige Driflamme der Vaterlands- und Menschenliebe sich zu einer Brandfackel des Parteihasses zu gestalten drohte. Die schreckliche Mairevolution währte sechs lange Tage, während welcher die Bürger in den hinteren Wohnungen und den Kellerräumen Schutz für ihr Leben suchen mußten.

Schon vor der Mairevolution hatte Müller durch interessante Beiträge in den damaligen Modenzeitungen Aufsehen erregt und bei Gelegenheit einer Polemik über Zuschneidesysteme hatte er einen mit der Feder gewandten, ebenbürtigen Gegner kennen gelernt: es war Heinrich Klemm. Müller hatte für die dem Gewerbe anhaftenden Mängel ein scharfes Auge, und er fühlte, wie sehr demselben Anregung und Belehrung nothwendig sei, um es in technischer wie in materieller Beziehung auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu bringen.

Bei dem Erkennen vorhandener Bedürfnisse und Mängel blieb er aber nicht stehen, er sann auch auf Mittel und Wege, ihnen wirksam entgegenzutreten, und in dieser Absicht gründete er, nachdem er in Klemm einen trefflich geeigneten Mitarbeiter kennen gelernt hatte, mit diesem gemeinsam im Jahre 1849 die deutsche Bekleidungsakademie. Die Benennung „Akademie“ sollte den Standpunkt ihres Strebens nach künstlerischer Veredelung des Bekleidungs-faches gleich von vornherein kennzeichnen. Daß die neue Idee in ganz Europa einen Wiederhall und Förderer des Unternehmens fand, beweist den geistigen Scharfblick Müllers, der mit dieser Gründung den Wünschen der Besten zu begegnen schien. Gleichzeitig mit Begründung der Akademie wurde ein

Zeitungsunternehmen ins Leben gerufen, das sich sofort nach Ausgabe der ersten Probenummer als lebensfähig erwies. Es ist bekannt, daß Müller durch das, was er gemeinsam mit



Gustav Adolf Müller.

Den Freunden Schutz durch treuen Rath,	Mit sich'rem Aug' und kräft'ger Hand
Den Feinden Trutz durch rasche That, Für Meisterehre, Meisterrecht	Zu fördern, hat er recht erkannt.
Ein rüst'ger Streiter wahr und echt!	Die Ihr des Edeln Tod beklagt, Euch sei zum Trost dies Wort gesagt:
Dem Handwerk Dienst durch Wissenschaft,	„Folgt seinem Vorbild alle Zeit, Dann lebt er fort in Ewigkeit!“*)
Dem Bürgerthum erhöh'n die Kraft,	

*) Aus dem vom Schneidermeister Nürnberg er bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier Müller's zu Dresden gehaltenen Nekrolog.

Klemm an der Spitze dieses Genossenschaftsunternehmens der Fachwelt leistete, sich Anspruch auf eine allgemeine, dauernde Anerkennung und Hochschätzung Seitens seiner Corporation erworben hat.

Das Werk lobt den Meister, sagt Schiller. Die Europäische Modenakademie, die heute in unveränderter Weise zu Nutz und Frommen des Handwerkes fortbesteht, ist ein dauerndes Lob auf die segensreiche Wirksamkeit ihrer Gründer. Als im Jahre 1890 die genannte Genossenschaft ihre 14. Generalversammlung abhielt, beschloß man in pietätvoller Verehrung den beiden Gründern in den Gartenanlagen der Akademie ein Denkmal zu widmen. Die Akademie verfügt gegenwärtig über ein nach Hunderttausenden zählendes Vermögen, und gerade diese zum Theil durch die reichen Stiftungen ihrer Gründer geschaffene finanziell günstige Fundirung läßt auf eine auch in Zukunft noch besonders segensreiche Wirkung der Akademie hoffen.

Wie sich das ebenfalls von Müller und Klemm gegründete Zeitungsunternehmen, jetzt unter der Firma Expedition der Europ. Modenzeitung (Klemm & Weiß) entwickelte, ist zu bekannt, als daß wir von diesem weiteren Lebenswerk Müllers hier etwas zu erwähnen nöthig hätten.

Wir streifen nur noch kurz Müllers fachlitterarische Thätigkeit. Sein Hauptwerk war die Anthropo-Trigonometrie, mit welcher eine ganz neue Aera der Zuschneidekunst begann. Dieses Werk wurde damals von den Berufensten der Fachgenossen mit Jubel begrüßt, und Müllers mit Gunkel gemeinsam verfaßte „gesammte Fachwissenschaft des Schneiders“ gilt trotz der Mängel, die sie aufweist, noch heute als die umfassendste, gründlichste und vornehmste Encyclopädie des schneiderischen Fachwissens, die je im Buchhandel erschien. Sie wurde auch ins Englische und Französische übersetzt.

Müllers litterarische Thätigkeit beschränkte sich übrigens nicht auf das fachwissenschaftliche Gebiet; bei seinem Charakter erscheint es fast selbstverständlich, daß er an allen politischen Tagesfragen den lebhaftesten geistigen Antheil nahm. Zur Ver-

fechtung seiner Meinung hat er oft die Feder ergriffen, um auf die Gestaltung bürgerlicher und wirthschaftlicher Verhältnisse Einfluß zu üben. Unter anderem erschien noch im Jahre 1880 eine sehr umfangreiche Broschüre von ihm, betitelt: Beleuchtung der wirksamsten Mittel zur Beseitigung des sozialen Elends und der Finanznoth der Staaten — von einem greisen Patrioten. Müller giebt in derselben in geistvoller Form Reformvorschläge für den Steuermodus und erhebt warnend seine Stimme gegen die überhandnehmende jüdische Geldherrschaft.

Erwähnenswerth ist noch, daß Müller derjenige war, der zuerst die Nähmaschine — diese Erfindung von weltumwälzender Tragweite — in Deutschland einführte. Er bezog dieselbe als Erster aus Amerika und ließ sie in allen Städten zeigen: damals brach wegen dieser Einführung ein Sturm des Unwillens über ihn herein, da die Schneider fürchteten, die Maschine würde sie brodlos machen.

Mit dem Rücktritt Müllers aus der Genossenschaft Europ. Modenakademie verband sich eine Dotation von 30 000 Mark an die Akademie, deren Zinsen alljährlich zum unentgeltlichen Unterricht hilfsbedürftiger Schüler verwendet werden.

Müllers Vermögensverhältnisse waren, nachdem er ein arbeitsreiches Leben hinter sich hatte, günstige. Er konnte es sich beispielsweise gestatten, in eigener eleganter Equipage durch die Straßen der Residenzstadt zu fahren und erbrachte auf diese Weise auch äußerlich den Beweis, daß ein Schneider sehr wohl etwas ordentliches verstehen kann. — Nur an seinem Lebensabend mußte er noch schlimme Erfahrungen machen, da ihn unerwartete Vermögensverluste schwer trafen.

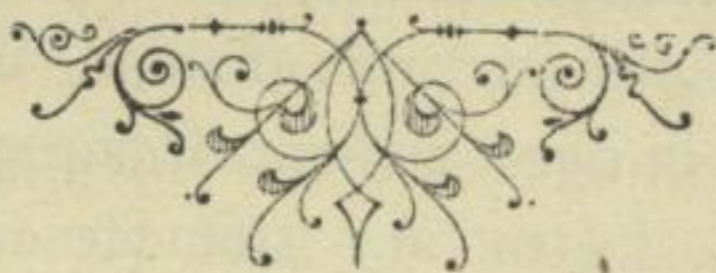
Seine einzige Tochter verheirathete sich mit seinem Mitarbeiter Anton Gunkel, welcher noch jetzt als erster Fachlehrer an der Akademie wirkt und der durch Herausgabe neuer Zuschneidewerke, die gewissermaßen als eine Fortsetzung und Verbesserung der

„Fachwissenschaft des Schneiders“ erscheinen, sich einen bedeutenden Ruf erworben hat.

Müller starb am 24. Mai 1884. Was er dem Schneidergewerbe gewesen, wird ewig unvergessen bleiben. In seiner idealen Lebensanschauung, in seinem kräftigen Wollen, in seinen bedeutenden, durch mühevollen Fleiß erzielten Leistungen war er ein Mann, der werth ist, den kommenden Generationen als Vorbild zu dienen.

Wenn diese kurze Lebensbeschreibung „unseres Müller“ dazu beigetragen hat, die Verehrung für ihn in manchem Fachgenossen, der ihn weniger kannte, — wachzurufen, so hat sie ihren Zweck erreicht. Wer über die Zugehörigkeit solcher Männer wie Müller zu unserem Stande nicht eine freudige Genugthuung empfindet, dem fehlt noch der rechte Sinn für ein wirkliches Standesbewußtsein, welches in unseren Tagen dem Gewerbe in besonderem Grade zu wünschen ist.

G. L.





Heinrich Klemm.

Man kann viel, wenn man sich nur recht
viel zutraut.

Wilh. v. Humboldt.

In den dreißiger Jahren ging fast täglich des Morgens zeitig von Altfranken bei Dresden ein kleiner Knabe, ein Waisenkind, in die anderthalb Stunden vom Dorfe entfernte Residenzstadt, um für seine Pflegeeltern Einkäufe für deren Produktengeschäft zu besorgen. Schon Morgens um 3 Uhr sah man den kleinen Heinrich Klemm bei jedem Wetter mit dem Semmelkorbe aufbrechen, um den Dorfbewohnern punkt 6 Uhr ihr warmes Frühstück vorlegen zu können. An diesen weiten Morgenweg schloß sich der namentlich im Winter sehr beschwerliche Schulgang nach dem benachbarten Dorfe Pesterwitz, da das Dorf Altfranken, wo Klemm erzogen wurde, keine eigene Schule besaß. Kam der kleine Heinrich mitunter zu anderer Tageszeit nach der Stadt und hatte es weniger eilig, so weilte er mit Vorliebe vor dem mit alten Büchern und Zeitungsmakulatur bedeckten Verkaufsstande des Antiquars Helmert auf dem Altmarkte und wenn er bisweilen einen Pfennig oder gar einen Dreier in der Tasche hatte, den er sein eigen nennen durfte, so brachte er diese Ersparnisse bei diesem Antiquar an, der ihm zu seiner Freude ein altes Lesebuch

oder mindestens eine Partie Makulatur dafür gab, welches neben den dürftigen Schulbüchern der damaligen Zeit dem lernbegierigen Knaben die erste geistige Nahrung bot. Als armes, schwaches Kind vom sechsten Jahre ab auf Kosten der Gemeinde für 6 Thaler jährlich „erzogen“, mußte der Knabe, vielfach scheel angesehen, mühsam sein dürftiges Brod verdienen; aber um so eifriger benutzte er jede freie Minute, um in seinen Bücherfragmenten und Papieren eifrig zu studiren oder seine Schulbücher „auswendig zu lernen“, um später an gewissen Tagen der Woche dieser Mühe überhoben zu sein und die Zeit anderweit verwerthen zu können. Klemms Pflegevater war in den letzten Jahren der Böttcher Postel in Altfranken, ein allgemein geachteter aber strenger Mann, der auch nicht die kleinste Ungezogenheit seines Pflegebefohlenen geduldet haben würde, der aber auch durch Ehrbarkeit und Gottesfurcht das beste Beispiel in der Gemeinde gab.

Als ein interessanter Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Knaben mag hier eingeschaltet werden, daß, wenn ab und zu das der Schule gehörige „Betbuch“ fehlte, aus dem die Kinder jeden Morgen vor und nach Beginn des Unterrichts ein langes Gebet ablesen mußten, Heinrich Klemm sich freiwillig erhob, um „aus dem Kopfe zu beten“. Er hatte nämlich die langen Gebete sämtlich auswendig gelernt. — Aus der obenerwähnten Vorliebe für „alte Scharfeken“, mit der sich in glücklicher Vereinigung ein außergewöhnliches Gedächtniß paarte, bildete und entwickelte sich, ohne eigentlich geregelte Schulbildung, sondern lediglich durch Selbststudium, das Talent eines Mannes, der später die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich lenken sollte.

Klemms Entlassung von der Schule und Konfirmation schon im 13. Lebensjahre, die auf Anrathen seines Lehrers geschah, der dem fleißigen und aufgeweckten Knaben an seiner Schule nichts mehr lehren zu können erklärte, zeigt, daß seine Begabung schon in der Jugend eine außergewöhnliche war.

Mit dem Abgang von der Schule war die Frage an den mittellosen und schwächlichen Waisenknaben herangetreten, welchen Beruf er fürs Leben ergreifen sollte.

Der Wunsch seines sechs Jahre älteren Bruders, ihn durch seinen Onkel, den Sportelkontroleur Schmidtgen in Stolpen, als Schreiber untergebracht zu sehen, wurde durch dessen entgegengesetzte Meinung zunichte. Dieser rieth zum Handwerk — und das entschied. Es ist wohl unschwer zu errathen, daß Heinrichs Wunsch, wenn ihm die Wahl seines Berufs überlassen worden wäre, wo anders hingezielt hätte als zum Handwerkerstand, aber es scheint uns andererseits sein fernerer Lebensweg zu beweisen, daß gerade der Handwerkerberuf und speziell das von Klemm ergriffene Schneiderhandwerk die Grundlage für die Zukunft dieses Mannes gebildet habe.

Klemms Bruder Karl, der als Geselle bei dem Schneidermeister Prietzkel in Wilsdruff arbeitete, sorgte dafür, daß Heinrich bei diesem als Lehrling aufgenommen wurde.

Die Ansicht, daß für schwächliche Knaben das Schneiderhandwerk noch das beste Fortkommen biete, erwies sich auch bei Klemm als eine irrige; die überaus angestrengte Thätigkeit warf ihn nach 2 $\frac{1}{2}$ Jahren derart auf das Krankenlager, daß er bei seinem Pflegevater in Altfranken Erholung suchen mußte.

Die freundliche Aufnahme und Pflege, die er dort fand, sowie die Energie und Willenskraft, die bei so veranlagten Menschen den Geist zum Herrn des Körpers macht, ließen Klemm nach geraumer Zeit so weit gesunden, daß er zu seinem Lehrmeister zurückkehren und bei demselben auch sein Gesellenstück fertigen konnte.

Während sich Klemm so die Fertigkeiten des Handwerks aneignete, war er auch seiner Liebhaberei für Bücher treu geblieben. Je mehr er, der ihm innewohnenden Neigung folgend, seine ganze freie Zeit dem Selbststudium widmete, je mehr sich

sein geistiger Gesichtskreis erweiterte, desto mehr wuchs sein Wissensdurst.

Es liegt nahe, daß er sich auch mit der allerdings ziemlich mangelhaften Litteratur seines Berufes eingehend beschäftigte, und sein Entwicklungsgang läßt es als sehr erklärlich erscheinen, daß gerade die Fachlitteratur der Schneider das Gebiet war, wo er zuerst seine Fähigkeiten bethätigen konnte.

Den Schneiderberuf hatte er erlernt, die mannigfachen Schwächen der Handwerkspraxis, namentlich in Bezug auf einen rationellen Zuschnitt, kannte er aus eigener Erfahrung, was Wunder, daß mit der Erkenntniß der verschiedenen Mängel gleichzeitig der Wunsch in dem befähigten jungen Mann auftauchte, da Wandel zu schaffen und Besseres zu versuchen.

Wenn diese Versuche für die Fachlitteratur später wirklich Bedeutendes zu zeitigen vermochten, so dankte das Klemm nächst seiner Begabung seiner Energie, die ihn mit Riesensleiß bei jeder Aufgabe, die er sich gestellt, ausdauern ließ.

Nachdem Klemm seinen Lehrmeister verlassen hatte, sehen wir ihn im Jahre 1836 beim Schneidermeister Schöngart in Hainichen in Arbeit, 1837 in Chemnitz, später in Dresden und bis 1844 in Leipzig. Eigenthümlich erscheint es, daß wir Klemm, kurz bevor er mit seinen Fachaufsätzen, seinen Abhandlungen über Mode &c. vor die Oeffentlichkeit trat, in Halle als Stallmeister und Besitzer eines Reitinstituts finden. Dieser Wechsel der Berufsthätigkeit setzt Findigkeit, zum mindesten aber ein großes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten voraus, und daß sich Klemm in der That außerordentlich schnell in die fremden Verhältnisse einzuleben wußte, beweist sein Werk „Der kleine Stallmeister“, welches er damals schrieb und welches jetzt noch in seinem Verlag vertreten ist.

Eine große Ueberschwemmung des Reitzirkus in Halle und der dadurch erwachsene bedeutende Schaden wurde für Klemm

die Veranlassung, das Reitinstitut aufzugeben und zu seiner früheren Thätigkeit zurückzukehren.

Mit Klemms Uebersiedelung nach Leipzig beginnt seine eigentliche litterarische Thätigkeit. Das erste größere fachmännische Werk, mit welchem Klemm vor die deutsche Fachgenossenschaft trat, war sein Handbuch der höheren Bekleidungskunst, welches außerordentliches Aufsehen erregte und in der, unter Redaktion des Freiherrn von Biedermann stehenden, Modenzeitung „Der Elegante“ eine geradezu epochemachende Rezension erfuhr. Das Werk des jungen Litteraten und Fachmannes war mit einem Schlag in der Fachwelt so begehrt, daß es noch in demselben Jahre eine neue Auflage erlebte. Dieser durchschlagende Erfolg war Beweis genug, daß dieses Lehrbuch in jeder Weise vorzüglich sei. Es war eben das erste Fachwerk, welches in klarer, umfassender Weise den Zuschnitt behandelte, und die 50 Auflagen, die es unter ständigen Verbesserungen und Vervollkommnungen bis jetzt erlebt hat und die es noch heute zu dem bei weitem begehrtesten aller Fachlehrbücher machen, bezeugen genug, auf welcher guten Basis das Erstlingswerk unseres bedeutenden Fachmannes begründet war und welche fühlbare Lücke es ausfüllte.

Unter den soeben geschilderten Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Verleger auf diese rasch emporstrebende junge Kraft aufmerksam wurden und dieselbe für sich zu gewinnen suchten.

Klemm wurde im Jahre 1848 Redakteur der in Weimar erscheinenden Modenzeitung „Der Elegante“, nachdem Freiherr von Biedermann von der Redaktion zurückgetreten war.

In dieser Stellung, die lange ein sehnlicher Wunsch des jungen Mannes gewesen war, entwickelte sich sein Talent ganz in der Weise fort, wie seine früheren Arbeiten, die er eingesandt hatte, es vermuthen ließen. Mit dem guten Ruf, den

Klemms Name in der Fachwelt gewann, ging der gute Erfolg der Zeitung Hand in Hand. Doch seine That- und Schaffenskraft sowie ein rühmlicher Ehrgeiz ließen ihn mit den in kurzer Zeit errungenen Erfolgen nicht zufrieden sein. Schon im Jahre 1849 gab er seine Stellung auf und trat im Verein mit dem ebenfalls in der Fachwelt berühmten G. A. Müller in Dresden mit einem eigenen Modenzeitungsunternehmen vor die Deffentlichkeit.

So groß speziell für Klemm selbst nach Jahren noch die Mühe war, das junge Unternehmen gedeihlich zu fördern, so schön war der Erfolg, nachdem die mannigfachen Schwierigkeiten mit Ausdauer überwunden. Sehr vortheilhaft für die Entwicklung des Zeitungsunternehmens war die Erfindung der Planotypie, eines überaus bequemen Verfahrens zur Reproduktion der technischen Beilagen. Die Klemm'sche Planotypische Anstalt besteht noch heute fort, wohl als einzige, an der dieses Verfahren gefannt und praktisch für die Zeitungen angewendet wird.

Aus der Europäischen Modenzeitung, die den ersten Anfang und damaligen Grundstock bildete, entwickelte sich mit den Jahren jene stattliche Anzahl von inländischen und ausländischen Modenzeitungen, welche noch heute im Verlag der Firma Expedition der Europ. Modenzeitung (Klemm & Weiß) Dresden, erscheinen.

Und so wie dieser Verlag, wie auch die Firma H. Klemms Verlag, welche mit den vielen Werken, die sie umfaßt, ein sprechender Beweis für die Produktivität Klemms ist, ständig an Bedeutung gewannen, so erhielt das Genossenschaftsunternehmen der beiden Fachleute Müller und Klemm, das fast gleichzeitig mit der Gründung des Zeitungsgeschäfts ins Leben gerufen wurde, geradezu einen Weltruf: wir meinen die Europäische Modenakademie. Eine derartige Schöpfung muß als etwas Bedeutendes angesehen werden, besonders in einer Zeit, wo es mit dem Zusammenhalt der Handwerksgenossen eben nicht zum

Besten stand. In der Idee selbst zeigte sich die Genialität dieser beiden Männer und in der unentwegten Durchführung des Projekts bis zur Vollendung eine außerordentliche Thatkraft. Wir können hier nicht die einzelnen Entwicklungsmomente dieses Instituts anführen; auch ist es nicht unser Zweck, die speziellen Verdienste in ihren Einzelheiten zu schildern, wir bemerken nur, daß der glänzende Fortbestand der Europäischen Modenakademie noch heute, nach jetzt mehr als vierzig Jahren, das beste Lob ihrer Gründer ist.

Klemm verheirathete sich im Jahre 1850 glücklich; es wurde ihm 1852 auch ein Knabe geboren, der jedoch schon im Jahre 1853 starb.

Soviel von Klemms Leben, sowie seiner fruchtbringenden Thätigkeit als Fachmann.

Klemms Bedeutung ist aber noch auf anderer Seite zu suchen; sein Name hatte auch bei den Gebildeten und Gelehrten der ganzen zivilisirten Welt einen ausgezeichneten Klang, was wir von unserem Kollegen mit um so größerem Stolze sagen können, je mehr er trotz des hohen Ansehens, welches er genoß, stets treu zu dem Stande hielt, in dem er groß geworden war.

Seine vorwiegende Neigung für alles Bücherlesen hatte ihn im Laufe der Jahre zum Forscher und Sammler werden lassen. Jede freie Stunde, die er von seiner angestregten fachmännischen Thätigkeit erübrigen konnte, widmete er dieser Neigung. Nur die Fähigkeiten und der Riesensleiß dieses Mannes konnten aber zu den großen Erfolgen führen, die er als Bibliograph zu verzeichnen hat. In Dresden hatte man lange Zeit keine Ahnung davon, welche großartigen bibliographischen Kunstschatze der Redakteur und Schneider Klemm in seiner Villa auf der Forststraße besaß und welchen Ruf er bereits in der Gelehrtenwelt genoß. Als aber der Verein Dresdner Buchhändler vor Jahren eine Ausstellung kirchenhistorischer Werke veranstaltete, da war es

Klemm allein, welcher dieselbe ermöglichte, indem er sein Museum öffnete und ein Drittheil der darin enthaltenen Werke vor dem staunenden Publikum ausbreitete. Jetzt kam der Name Klemms in aller Mund, die Spalten aller Zeitungen brachten Berichte über unseren Kollegen, und man zögerte nicht, seine Sammlung für eine der großartigsten Schöpfungen unserer Zeit zu erklären. Ueber 2000 Bände umfaßte das Klemm'sche Bibliographische Museum, und wenn ein jeder Band als Einzelwerk kostbar, so ist er als Glied dieser einzig dastehenden Sammlung unschätzbar. Es ist nicht schwer, dem Leser einen richtigen Begriff von dem Werth des Bibliographischen Museums zu verschaffen, wenn man erwähnen kann, daß es auch die noch vorhandenen Reste der Buchdruckerpresse Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, enthält und ebenso eine einzig in ihrer Art dastehende wunderbare Gutenbergbibel, für die dem Besitzer allein 100 000 Mark von Amerikanern geboten wurden. Viel höher aber ist für uns Deutsche der nationale Werth dieser Sammlung, wenn man bedenkt, daß nur durch sie in ihrer einzig dastehenden Vollständigkeit der Nachweis möglich ist, daß die Buchdruckerkunst nicht eine holländische, sondern eine deutsche Erfindung ist. Ueber die Werthschätzung der Sammlung von diesem Gesichtspunkte aus waren sich die Gebildeten einig und es wird nicht Wunder nehmen, daß sehr lebhaft der Wunsch auftauchte, dieselbe zum nationalen Eigenthum zu machen. Wie schwer es Klemm auch wurde, sich von seinen Schätzen zu trennen, so war es doch auch sein Plan, das Bibliographische Museum dem Vaterlande in seiner Vollständigkeit zu erhalten, und so ging dasselbe in die Hände des Staates über und fand in dem neuen Buchhändlerhause zu Leipzig Aufstellung, zur Ehre unseres Klemm, zum Nutzen der Nation.

Eine nicht allzu feste Gesundheit machte Klemm die einfachste Lebensweise zur Pflicht, die seinen eigenen Wünschen

allerdings auch am besten entsprach, da er nur in unermüdlicher Thätigkeit sein Vergnügen zu suchen und zu finden gewöhnt war.

Unter den vielen glänzenden Auszeichnungen, die Klemm im Gegensatz zu der soeben betonten Einfachheit zu theil wurden, seien nur folgende erwähnt:

Die Italienische Akademie La Stella d'Italia ernannte ihn zum Ehrenmitgliede ersten Grades, weil er ein wackerer Beförderer jedes für die Menschheit nützlichen Werkes und ein Mann von seltenem Herzen war. Das Direktorium des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg ernannte ihn zum Ehrenmitglied des Pflegerkollegiums dieser Anstalt. Auch steht Klemms Büste in Lebensgröße neben der des Hans Sachs im Infunabelsaale des germanischen Museums. Es ist dieselbe Büste, welche dem Mitbegründer der Europäischen Modenakademie in unserm Akademiegebäude aufgestellt wurde und welche zu Ehren unseres Kollegen auch im deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig einen Platz fand. Se. Majestät der König Albert von Sachsen zeichnete ihn durch Verleihung des Titels eines königlich sächsischen Kommissionsrathes aus und der Großherzog von Weimar ernannte H. Klemm zum Ritter I. Klasse des großherzoglich sächsischen Hausordens vom weißen Falken.

Mehr aber als alle Auszeichnungen, die ihm das Leben brachte, schätzen wir die Denkmäler, die unser Kollege sich durch sein eigenes Wirken setzte. Das Dorf Altfranken, in dem Klemm, wie bereits oben erwähnt, als armes Waisenkind erzogen wurde und von dem er an manchem harten Wintertag frierend den Schulweg nach dem benachbarten Pesterwitz antrat, verdankt heute seiner Herzensgüte ein stattliches Schulhaus.

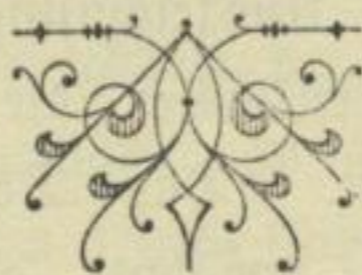
So viel von Klemm als gutem Menschen.

Was er als Fachmann in unserem Berufe gewirkt und geschaffen, ist unendlich Vielen die Ursache guten Fortkommens

geworden; durch testamentarische Verfügung hat er für gedeihlichen Weiterbestand der Europäischen Modenakademie zu Nutz und Ehren des Handwerks gewirkt. Dieselbe erhielt als Vermächtniß außer einem bedeutenden Kapital das Wohnhaus Klemms, „Villa Bellevue“ benannt, das sich unmittelbar neben der Akademie befindet. Ein weiteres Villengrundstück Klemms ging als Erbe in den Besitz der Dresdner Schneiderinnung über. Die Stadt Dresden erhielt für wohlthätige Zwecke als Vermächtniß ein Kapital von 100 000 Mark. Das Vermächtniß, das er mit seiner Bibliothek dem Vaterlande hinterließ, wird seinen Namen auch in der deutschen Nation unvergeßlich machen.

Alle die Verdienste Klemms erscheinen in einem noch höheren Licht, wenn man bedenkt, daß er alles das, was er erreicht, seiner eigenen Kraft verdankte. Auf ihn mag die Fachwelt die Jugend aufmerksam machen, um zu zeigen, was Fleiß, Geduld, Ausdauer, Selbstverleugnung, Sparsamkeit und Aufopferung auch noch in unserer Zeit zu leisten vermögen.

G. L.





Die Bedeutung der Schneider

in der

Weltgeschichte.

Jedes Gewerbe hat seine berühmten Männer, die durch ihre Thaten, sei es nun als Gewerbsleute, sei es auf anderen Gebieten, eine Bedeutung gewonnen haben, welche die Zeit nicht zu verwischen vermag.

Es ist gewiß keine undankbare Arbeit, die Männer des Volks der Vergessenheit zu entreißen, die ihre Laufbahn vom Schneidertisch und Schusterschemel, von der Hobel- und Drehbank, von Backstube und Esse, vom Färber- und Seifenkessel, von Zimmer- und Gerberstätte und dergl. begannen und ihre Zeit mit Bewunderung erfüllten.

Besonders die Gewerbe, denen diese bedeutenden Männer des Volks in ihrer Jugend, beziehungsweise in ihrem Leben angehörten, haben ein berechtigtes Interesse an den Lebensführungen und den Leistungen dieser Berufsgenossen, existirt doch zwischen den Trägern eines Berufs aller Zeiten und aller Länder eine gewisse Zusammengehörigkeit. Man steht solchen Berufsgenossen gewissermaßen näher als andere Menschen und hat ein Anrecht

darauf, dieselben mit einem Gefühl des Stolzes als die Seinigen zu bezeichnen.

Unsere nachfolgende Plauderei soll aber nicht allein den Zweck haben, derer zu gedenken, die durch hervorragende Leistungen sich hervorgethan haben, sondern zwanglos und in bunter Folge wollen wir zugleich auch an alle die Daten erinnern, wo Schneider in der Geschichte irgend welche Rolle gespielt haben. Neben harmlosen Hislörchen wird man ihre Mitwirkung bei Ereignissen bemerken, die unseren Vorfahren im Beruf zur Ehre gereichen. Das Ganze wird jedenfalls dazu angethan sein, vom Schneider eine andere Meinung zu schaffen, als sie bisher wohl üblich war. Wer gerecht ist, muß die Leistungen unsrer Berufsangehörigen, wo immer sie in der geschichtlichen Vergangenheit kräftig hervortreten, anerkennen, ja bewundern.

Aber auch der Berufsgenosse bedarf in unserer Zeit der Mahnung, sich jederzeit seines Berufs freudig bewußt zu sein, der bei richtiger Ausübung seinen ganzen Mann erfordert. Als ein Vorbild in dieser Beziehung kann die ehrliche Schneiderin Matthieser von Potsdam gelten, welche den alten Friß bat, ihren Sohn vom Militärdienste freizugeben und, da der König bemerkte: „Ich bin ja auch Soldat, und alle meine Brüder“, stolz erwiderte:

„Das glaub ich, sie konnten auch nichts weiter,
Mein Gottlieb aber ist ein Schneider.“

Ein großes Wort, gelassen ausgesprochen und wie wenige vom reichsten, mannigfachsten Kern.

Auf einer der Hermesfäulen Athens liest man das Wort Hipparch's, Sohn des Pisistratus: „Von der Beschäftigung hängt die Gesinnung ab“. Und die Schneider sind berufsmäßig die allzeit waffenbereiten Leibgardisten der permanenten Revolution Mode genannt, die, wie das Kaleidoskop seine Bilder, im Handumdrehen die äußeren Formen der Menschheit

umgestalten, die auf ihren Bänken, wo die Scheere klingt und „tausend muntere Stiche fliegen“, alle Zeitvorgänge eifrigst besprechen. Sollten sie ihr revolutionäres Metier nicht auf die Dinge in Staat, Kirche und Gesellschaft anwenden, nicht einsehen, daß die fashionable Menschheit sich hier in veralteten Zeitgewändern herumschleppt, veraltet, weil die Formen nicht mehr eins sind mit den modernen Ideen?! Sie bedurften hierzu nicht erst des Studiums von Carlyle's „Philosophie der Kleider“.

Der Zeitgeist des Fortschritts ist der Zunftgeist des Schneiders. Die Phrygier erfanden die Nadel und ihr König Attakus die Moden, und der phrygischen Mütze, dem Symbol der Freiheit, sind die Schneider treu geblieben. Bei den Römern und Griechen gab es keine zünftigen Schneider; Frauen und Sklaven besorgten ihre Arbeit und spielten deshalb häufig große Rollen.

Seit Jahrtausenden baumelt der Zopf über demselbigen blumigen Leibrock der Chinesen, die weder Moden noch Revolutionen kennen und deren Schneider nur den tausendjährigen Konservatismus vertreten. Von den Karolingern bis zu den Hohenstaufen begegnen wir weder Schneidern noch Moden, die Prinzessin wie das Köhlerweib besorgten die gleichförmig zugeschnittene Tracht der Männer, und Aberglaube und dumpfer Sklavensinn brüteten über den Zeitaltern. Vom zwölften Jahrhundert an, wo sich Zünfte bildeten und der Wechsel der so oft barocken Moden erscheint, sehen wir die Schneider durch das ganze rechtlose Mittelalter hindurch in stetem Hader und Kampf für die sozialen und politischen Rechte.

Während die Vasallen gegen den Kaiser, die Ritter gegen Fürsten und Grafen kämpfen, bilden die Schneider die Vorhut der Zünfte gegen die Patrizier in den Fehden um die Municipalherrschaft. Wir begegnen ihnen bei den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen in den italienischen Städten, wo sie in den Arti maggiori die Macht der Gilden gegen den ghibellinischen Adel

verfechten. Im Bauernkriege wimmelt es von Schneidern in „hellen Haufen“. Hans Hummel von Sauerbach, Peter Krieger von Frankfurt, Hans Blatter von Bern, alles Schneider, tragen als Führer des „Bundschuh“ ihre Häupter zum Blocke. Hier sehen wir den gefürchtetsten Rittersmann im deutschen Reiche, Götz von Berlichingen, der mit dem Rufe: „Wer kein ungrischer Dohs ist, komm mir nicht zu nahe“, den Schergen des kaiserlichen Rathes zu Heilbronn getrozt, zerknirscht vom Pferde steigen und sich dem Dorfschneider von Pfeddelbach ergeben, der ihn zwingt, Feldhauptmann des hellen Haufens zu werden.

Während der Fehde des Pferdehändlers Hans Kohlhaas gegen die sächsischen Lande schien es dem Kurfürsten ausgemacht, daß alle wandernden Schneidergesellen zu dem schwer mißhandelten Manne hielten, und mehrere ganz untheiligte arme Teufel wurden deshalb als Genossen des Aufstandes gerädert. Kohlhaas kam in der Nacht zur Richtstätte, ließ die Räder abhauen, die Körper abnehmen und in einen Kasten legen, den er an den Kurfürsten sandte mit einem Zettel: *O filii hominum, si vultis judicare, recte judicate, ne judicemini* (O ihr Menschenkinder, wollt ihr richten, so richtet recht, damit ihr nicht gerichtet werdet). Ein Jahrhundert lang prangte der Schädel des Schneiders Gerungroß neben dem des Bäckers Fettmilch über dem Stadthore von Frankfurt a. M., er war einer der Leiter des großen Aufstandes gegen die Patrizier gewesen. „In Münster“, schreibt H. Heine (Geständnisse 1853—54), „küßte ich mit inbrünstigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden nebst den Ketten, die er getragen und den Zangen“, womit man ihn gezwickt und die man noch heute in einer Nische vor dem Rathhause aufbewahrt. Mag man nun den enthusiastischen Cultus Heine's billigen oder nicht, mag man die sozialen Einrichtungen und den religiösen Fanatismus der

Wiedertäufer von Münster verurtheilen oder nicht, jeder Unparteiische wird zugestehen, der Vorgänger Brigham Young's focht „jeder Zoll ein König von Zion“ für sein Reich; er behauptete Münster länger gegen einen übermächtigen Feind, als Osman Pascha die Balkanveste. Trotz der schrecklichsten Hungersnoth (die Belagerten nährten sich von Ratten, Mäusen, Brennnesseln, ja von Leichen) hielt sich der Prophet der Wiedertäufer 14 Monate lang und fiel erst, wie Leonidas, durch den Verrath eines Freundes. Münster war das „Plevna“ der Demokratie der Zünfte im Norden Deutschlands. Mit ihm fiel die Volksherrschaft in allen Städten und der große Bürgermeister von Lübeck, Wullenweber, der dem Hansabund die alte Seeherrschaft wieder verschaffen wollte, starb denselben entsetzlichen Martertod wie Jan von Leyden.

In sinniger Weise haben die Schneider ihr geschichtliches Leidwesen durch die Wahl ihres Schutzpatrons ausgedrückt. Es ist der römische Ritter Sebastian, der seines christlichen Befehringseifers wegen mit tausend Pfeilen durchbohrt worden und, als er unter der Pflege der frommen Irene genesen, zu Tode gestäubt und in die Kloaken geworfen wurde.

Während einzelne Schneider ein körperliches Märtyrertum ihres Glaubens wegen erduldeten — der Schneider Johann Bannier wurde in Danzig geköpft und sein Kollege Ludovic Muggleton in London gebrandmarkt, weil sie gelehrt, die innere Erleuchtung genüge für das Predigeramt — durchbohrte witzloser Spott mit tausend Pfeilen die ganze Korporation. In Hunderten von Liedern und Späßen belustigte sie den Volksmund; wie die Juden das Hepp! Hepp! verfolgte sie das Meck! Meck! Das jüdische Opferthier, der Bock, wurde das Synonym des Schneiders. Woher der Ursprung des Titels? Unter dem Schneidermeister Rusicka hatten die Bürger von Prag im Jahre 1422 lange vergeblich das Schloß Karlstein in Böhmen belagert

und seine Besatzung auszuhungern versucht. Da bat diese eines Tages unter dem Vorwande, daß im Schlosse eine Hochzeit gefeiert werden sollte, um einen 24 stündigen Waffenstillstand. Mittlerweile hatte man im Schlosse einen Bock geschlachtet, das Einzige, was man noch an Fleisch besaß, richtete ein Hinterviertel mit Rehhaaren aus einem Sattel so zu, daß es einer Rehkeule ähnelte, und schickte es dem Kommandanten Ruzicka als guten Imbiß hinaus. Ob des vielen Proviant's erstaunt, verzweifelte nun der Schneider am Gelingen seines Plans und hob alsbald die Belagerung auf. Der Spott blieb nun nicht aus ob der gelungenen Täuschung und nicht allein der unglückliche General, sondern alle seine Handwerksgenossen mußten von nun an den letzten Angstschrei Asafels ertragen. Sie wurden gerächt durch einen großen Feldherrn, von dem das Lied lautet:

„Und fand er einen Spötter
Verstund er keinen Spaß
Und brummte: Für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaß!“

Wie die beiden Riesen als Schildhalter des preußischen Staatswappens, so stehen beim Eingange zur Geschichte Preußens zwei Männer der Schneiderstube: Lambert Distelmeyer, der Minister, und Georg Derfflinger, der Feldmarschall. Dem ersten verdankt Brandenburg die spätere Erwerbung von Preußen und das Aufblühen des Staates durch Aufnahme der durch Philipp II. vertriebenen Niederländer. Der Zweite legte durch den Sieg von Fehrbellin die Grundlage zur europäischen Großmacht Preußens. Bei der Belagerung Stettins hatten die Schweden zur Verhöhnung Derfflinger's einen gemalten Boock an die Mauer gehängt und sie mußten es entgelten, wie auch der Fürst, der an der Tafel des Kurfürsten fragte: „Ist es wahr, daß wir einen General haben, der ein Schneider war?“ Hochroth vor Zorn sprang Derfflinger auf: „Hier, Herr, ist der Schneider und hier“, an seinen Degen schlagend: „die Elle,

mit der er allen Hundsföttern das Maß nimmt!" Auch im Stammbaum des Geschlechtes des großen Staatsmannes, der das Gewand des neuen deutschen Kaiserreichs für Preußen zugeschnitten, prangt ein Schneider als Ahnherr, Nulo Bismark, Vorstand der Schneidergilde des altmärkischen Städtchens Stendal (1309—38).



Feldmarschall Derfflinger.

Während des Zeitalters der Reformation schienen sich sehr viele Schneider bei der Diskussion religiöser Fragen beteiligt und dadurch ihr Handwerk vernachlässigt zu haben, denn Luther klagte: „Ich habe Tuch genug zu neuen Hosen, mag mir aber keine machen lassen, habe die alten viermal geflickt und will sie noch weiter flicken, denn es ist kein Fleiß unter den Schneidern.“ Aus der Schneiderstube kam sein berühmter Schüler und Lands-

mann Johann Agricola, der eigentlich „Schnitter“ hieß und als Wittenberger Professor der Theologie und Hofprediger in Berlin in zahllose religiöse Streitigkeiten verwickelt war, ferner Paul Eber, Melanchthons Freund, der General-Superintendent von Brandenburg und Dichter vieler Kirchenlieder. Auch der scharfsinnige Quintinus, Stifter einer libertinistischen Sekte, die alles Mystische und Pietistische verwarf und in Holland und Brabant zahlreiche Befenner fand, war ein Schneider aus der Pikardie. Auf der andern Seite war der Schneider Jeker von Bern (1504) Gegenstand der gläubigsten Ehrerbietung und von zahllosen Pilgerschaaren als Heiliger verehrt.

Während des dreißigjährigen Krieges fehlen die Schneider nicht in den Reihen der feindlichen Heere. Einer der geriebensten war J. Brix, der sich die Gunst Wallensteins so zu erwerben verstand, daß er sich von dessen Kammerdiener zum Kommissar der Armee aufschwang. In den Reihen der Protestanten focht ein Liebling Gustav Adolfs, der Schneider William Craven an der Spitze der Reiterei, die Carl I. seinem Schwager, dem Kurfürsten Friedrich VI. von der Pfalz, dem Winterkönig von Böhmen, zur Unterstützung gesandt. Der Vater William's war Hofgewandschneider der Königin Elisabeth gewesen, die ihm eine ausgezeichnete Kundin war, denn sie hinterließ nicht weniger als 6000 Staatsroben. Der alte Meister stand in der City of London im höchsten Ansehen, war Lord Mayor gewesen und hatte sich aus einem simplen Meister Craven in einen Sir William verwandelt. Sein gleichnamiger Sohn hatte ebenfalls auf der Schneiderbank promovirt, aber sich gelobt, um seinen Namen (Craven, das Synonym einer feigen Memme) den Lorbeer kriegerischen Ruhms zu flechten. Carl I. erhob ihn zum Rittmeister bei Scott's adeligem Reiterregiment. Vor dessen Abgang nach Deutschland, bei der letzten Musterung auf der Haide von Haunslay, rief ihn der König vor der Front zu sich heran,

drückte ihm die Hand und sagte: er möge Englands Bürgergruß und Glaubenseifer über's Meer tragen zum Schutze der Bedrängten und es beweisen, daß ein Londoner Bürgersohn durch hohe Thaten des Königs Ritterschlag verdienen könne. An die Schneider heranreitend, die sich unter ihrer Gildenfahne aufgestellt, rief der Monarch: „Wir wünschen Euch Glück, daß ein so treuer herzhafter Mann wie Sir William Craven's Sohn aus Eurer ehrsamem Zunft hervorging. Möge es nicht der letzte Streiter für seinen Gott und Old England sein, der Euren Reihen vorsteht.“ Und alle ritterlichen Eigenschaften des Schneiders schossen auf den Schlachtfeldern Deutschlands zum Lichte. Auf der Wahlstadt von Leipzig ernannte ihn Gustav Adolph an der Stelle Scott's, der geblieben, zum Obristen des Reitercorps, das an der Siegespalme des Tages stolzen Antheil gehabt. Bei allen neuen Unternehmungen des Schwedenkönigs zeichnete sich Craven's blaues Regiment aus; es gewann Kreuznach durch einen Handstreich. Nach dem Tode Friedrichs von der Pfalz führte er, ein ächter Paladin der alten Zeit, dessen Wittwe in das Haus ihres königlichen Bruders zurück. Und die stolze englische Königstochter, der Gegenstand der ritterlichen Minne des Herzogs Christian von Braunschweig und von Hundert andern Edeln, reichte, als dem makellosesten aller Cavaliere, dem Ex-Schneider von Drury-Vane als Gatten die Hand. Zweimal hatte dieser englische Bayard die Stuarts fallen sehen und noch im 80. Jahre an der Spitze der Cold-Stream-Garde vor den Stufen von Whitehall das Bajonett mit den Truppen Wilhelms von Oranien gekreuzt. Der Wohnsitz Hampstead-Hall gehört heute noch den Nachkommen des Schneiders, deren Gliedern sich auch jene memoirenschreibende Lady Craven anreihet, die den Markgrafen Christian von Bayreuth zur Abtretung seines Landes an Preußen bewog.

Während der großen englischen Staatsumwälzung stehen die

Schneider wieder im Vordergrund der Geschichte, neben dem düstern beleibten Cromwell der hagere Schneider Pemble, als Großrath der Republik. Schneider sind auch die ersten Apostel der Freiheit und Unabhängigkeit Amerika's.

Unter der englischen Colonialherrschaft der Union erhob sich zuerst ein Schneider John Woolman von Burlington, N. J., „wie eine Trompete, durch die der Herr zu seinem Volke spricht“, gegen das Uebel der Negerklaverei.

Eigenthümlich ist, daß unter den Jakobinern geschichtlichen Namens keine Schneider zu finden. Hatte doch beim Beginne der Revolution das Gewerbe eine so radikale Färbung gezeigt, daß Mirabeau auf seine Stimmen besonders reflektirte. Als nämlich der Adel der Provence ihn unter gewaltigem Tumult aus seiner Versammlung gestoßen, griff er zur Scheere und Elle und wurde „Merchant Tailor“ in Marseille, um sich beim dritten Stand in Gunst zu setzen. Die Schneider konnten schon ihres Geschäfts halber mit den „Ohnehosen“ nicht harmoniren. Paris hatte in der Schreckenszeit die Moden abgeschafft; jeder halbwegs gekleidete Bürger war verdächtig; die Patrioten gingen zerlumpt, in Hemdärmeln und rother Nachtmütze, selbst die Municipalräthe in Holzschuhen. So patriotisch und frei gesinnt die Schneider, sie konnten nicht zum „Berge“ halten:

„Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.“

Ein einziger republikanischer Beamter, ein Schneider, bot mit altrömischem Todesmuth der Herrschaft des Berges Trotz, Leperdit, der Maire von Rennes, der Hauptstadt der früheren Bretagne. Während der ersten Jahre der Revolution hatte Rennes bereits drei Bürgermeister gehabt: der erste hatte abgedankt, als die schlimmen Tage herankamen, der zweite verbarg sich, um dem Schaffot zu entgehen, der dritte war von den Chouans erschlagen worden. Der Bürgerkrieg war vor den

Thoren der Stadt, die Meute auf der Straße, die Theuerung überall und der Bluthund Carrier auf dem Weg. In dieser Zeit wählten die Bürger Leperdit, einen armen Schneider, zu Pontivy in Morbihan geboren, zum Maire. Carrier's erste Sorge bei seiner Ankunft war, vom Stadtrathe eine Proskriptionsliste zu verlangen. Leperdit antwortete ihm: „Mache selbst die Liste, wenn Du sie haben willst; wir sind keine Denunzianten.“ Dem Jakobinerchef imponirte der Schneider; er sprach nicht mehr von der Liste und verließ, müde gemacht, die Hauptstadt. Als die Menge „Brod! Brod!“ schrie, das Rathhaus stürmen wollte und der Stadtkommandant seinen Soldaten scharf zu laden befahl, trat Leperdit dem Pöbel entgegen. Steinwürfe begrüßten ihn. Von Blut im Gesicht übergossen, sprach er zur Meute: „Bürger, ich kann kein Wunder thun, wie Jesus Christus sie that, und diese Steine in Brod verwandeln. Wollte Gott, daß ich Euch mit meinem Blute nähren könnte; es fließe, ich werde es mit Freuden bis zum letzten Tropfen vergießen.“ Beschämt wich die Menge. So lange das Maire-Amt im Vorposten war, auf welchen sich die ersten Angriffe der Terroristen, Aufriührer und Räuber richteten, hatte sich Jedermann davon entfernt gehalten, aber sobald dabei nicht mehr der Tod, sondern Ehre und Vortheil zu finden, gab es hunderte von Bewerbern, die sich für besser hielten als der Schneider, der sogar orthographische Fehler in seinen Erlassen machte, der keine Mahlzeiten und Bälle geben konnte. Leperdit verstand die Zeichen der Zeit, und da er nichts anders gesucht, als Vaterland und Mitbürgern in der Stunde der Gefahr zu dienen, kehrte er zu seinem Handwerke zurück, wie Cincinnatus zu seinem Pfluge. Als Stadtvorstand gewählt, trotzte er dem Despotismus Napoleons I., wie der Willkür Ludwigs XVIII. Bei einer Feuersbrunst am gefährlichsten Orte zu Tode verwundet, hörte er, daß sein Sohn als Theilnehmer an der Verschwörung Barton's erschossen worden.

„Gott möge ihnen vergeben!“ waren seine letzten Worte. Die Priester, welche er der Guillotine entriß, weigerten sich, seinen Sarg zur letzten Ruhesstätte zu geleiten, die reaktionären Stadträthe, ihm die sechs Fuß Raum zum Geschenke zu machen. Da traten die empörten Bürger zusammen und beim Eingangsgitter des Kirchhofes von Rennes erhebt sich eine Granitsäule mit der Inschrift: „Leperdit, Altbürgermeister von Rennes und Vorsteher der Schneiderzunft.“

Vom Mittelalter bis zum Beginne dieses Jahrhunderts verzeichnen die Chroniken beständige Fehden in den deutschen Städten zwischen den Schneidern und Studenten, die oftmals in blutige Scharmützel ausarteten. Die Behörden standen dann zumeist auf Seite der letzteren. Noch im Jahre 1793 brachen in Breslau wegen eines verhafteten Schneidergesellen bedenkliche Unruhen aus, welche durch die Schwäche und Ungeschicklichkeit der Polizei eine traurige Wendung nahmen. Es wurde von Seiten des Militärs auf die in den engen Straßen dicht gedrängte Masse geschossen und dabei 37 Personen getödtet und 41 schwer verwundet, darunter unschuldige Kinder, Frauen und Vorübergehende. Die Hauptschuld traf in der öffentlichen Meinung den allmächtigen Minister Grafen Hohn. Die Studenten machten sich kein Gewissen daraus, den Schneidern mit ihren Rechnungen durchzubrennen. Selbst der gottesfürchtige Gellert entfloß seinem Schneider von Leipzig nach Halle und verspottete noch den Mann des Vertrauens durch ein Epigramm:

„Ovid, nun freue dich, verlassen muß ich Rom,
Dich spie die Tiber aus und mich der Pleiße Strom.
Dich trieb ein Cäsar fort und mich, ach leider!
Mein Cäsar war ein Schneider.“

Nur in der Chronik von Nürnberg ist von einem zeitweiligen Waffenstillstand zwischen den beiden feindlichen Parteien die Rede, als nämlich der hochweise Rath der freien Reichsstadt beschloß,

der Sittenverderbniß entgegenzuarbeiten und ein Edikt erließ, daß die Jungfrauschaften amtlich untersucht und darüber Zeugnisse ausgestellt werden sollten. Ein Volkslied dieser Zeit sagt:

„Als unser Rath von Nürnberg sein
Die Jungfern wollte wenden,
Da wollten Alle Schneider sein,
Besonders die Studenten.“

Wo in großen Momenten der deutschen Geschichte das Volk fehlt, tritt der Schneider ein. Als in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung am Abend des 11. Mai 1805 Schiller's sterbliche Hülle zu Grabe gebracht werden sollte, da waren nicht die Studenten Jena's im Geleite des jammernden Weimar als Bahrtuchträger erschienen: die Zunft der Schneider, das Bahrtuch mit den Insignien ihres Gewerks geziert, vertrat das leidtragende deutsche Volk.

Im deutschen Befreiungskriege kämpften wieder Schneider und Studenten Schulter an Schulter gleich rühmlich. Der Schneidermeister Höfer aus Gardelegen hatte sich dem tollkühnen Zuge des Ratte'schen Corps zur Ueberrumpelung Magdeburgs angeschlossen und es war ein Schneider von Cythra, der das Rütow'sche Corps vor französischer Gefangennahme rettete. Nach der Schlacht von Lützen waren die Rütower Jäger auf Befehl Napoleons vom Waffenstillstande ausgeschlossen; sie wurden bei Rixen von einem überlegenen französischen Detachement überfallen und nach tapferster Gegenwehr zersprengt. Den verwundeten Theodor Körner hatte ein Bauer nach Großzschocher zum Pastor Schloffer gerettet; der Rest des Corps gelangte nach Cythra, wo ihm noch die größte Gefahr drohte. In der „Gartenlaube“ von 1863 S. 143 erzählte darüber der 77jährige Kantor Leuschner: „In der allgemeinen Rathlosigkeit der Bürger (17. Jan. 1813) warf ein Schneider Zwirn und Nadel in die Hölle und rief aus: „Das ist eine Parthie für mich. Eher lasse ich mich von

den Franzosen in Stücke hauen, als daß ich die Rützower nicht nach Halle in Sicherheit bringen sollte.“ Und schon nach zwei Tagen kehrte er triumphirend mit der Botschaft zurück, daß er die „schwarzen Gefellen“ mit Umgehung aller von den Franzosen besetzten Ortschaften glücklich nach Halle gebracht. Schneider waren es auch, welche den beiden großen Feldherren dieser Epoche ihre Laufbahn ermöglichten, Gneisenau und Wellington. Richard Andree erzählt im „Daheim“: (Jahrg. 9, 1873 Nr. 23). Als Gneisenau's Vater, Artillerieleutnant bei der Reichsarmee, verschollen war und es dem Jungen bei den Pflegeeltern in Schilda, wo er Gänse hütete, hart erging, nahm ein Schneider sich das Herz und schrieb an Oberst Müller in Würzburg, er habe einen Enkel in Schilda, den er doch zu sich nehmen möchte. Eine Kutsche führte kurze Zeit darauf den Gänsejungen seiner militärischen Laufbahn zu. Wellington laborirte als Hauptmann an Schulden und hätte nicht nach Indien abreisen können, wenn nicht der Schneider Dexter in Dublin, bei welchem er zur Miethen wohnte, für ihn gut gestanden hätte. (Fraser's Magazine.)

Zum Siege der drei Julitage trugen die 40 000 Schneider von Paris wesentlich bei und Hunderte wurden mit dem Julikreuz decorirt. Siebenpfeiffer, der im Nachhinein jenes großen Volkstriumphes das Hambacher Fest in Scene setzte, kam aus einer Schneiderstube in Pahr und vor 600 Schneidergesellen hielt Börne seine Bergpredigten auf dem Montmartre zum Grausen von H. Heine, dem der Schneider doch selbst nicht fern stand. Denn sein Vater Sigismund Samson Heine (er starb im Wahnsinn in Küneburg) war als Hosenlieferant für die Armee Chef einer Schneiderkompagnie und Henry selbst führte als „Merchant Tailor“ Scheere und Elle zu Hamburg (1816). Es war das berühmte Gelage deutscher Schneider unter der Firma des „jungen Deutschland“ im Steinhölzli zu Bern, das zur selben Zeit Metternich mehr entsetzte als selbst das Wartburg=

fest, und die berüchtigten Bundestags-Edikte veranlaßte. Es war Wilhelm Weitling, der Schneidergeselle von Magdeburg, der aus den starkbevölkerten Arbeitsfälen der großen Schneider von Paris die kommunistischen und sozialistischen Lehrsätze der Ikarier nach der Schweiz, Deutschland und Amerika verpflanzte.

Und 1848 beim Aufstande Hecker's wie unter den Freischaaren Herwegh's, die, wie ihr Führer proklamirte, „die Erfahrung eigener Revolution und tapfere deutsche Kämpfer von den Pariser Barrikaden mitbrachten“, zählte man mehr Schneider wie Studenten. Heldenmüthig kämpften sie auf den Barrikaden zu Wien, Frankfurt und Berlin. Nach einer Zusammenstellung in August Braß' Werke: „Berlin's Barrikaden“ kamen an den Tagen des 18. und 19. März unter 216 Gefallenen je 20 Schneider auf einen Studenten oder Gelehrten. Professor Th. Vischer erzählt als Augenzeuge in seinen „Kritischen Gängen“: In Frankfurt war der Hauptmann der Barrikade an der Daigesgasse ein kleiner Schneider, am Fuße derselben, vom Kampfe ermüdet, am Abend eingeschlafen und von den Seinigen, die sich zurück zogen, in der Aufregung vergessen worden. Die Soldaten wecken ihn mit dem Bajonnet; er will die Barrikade nicht verlassen, wird grob, schimpft, setzt sich zur Wehre und sinkt von Kugeln und Stichen durchbohrt nieder.

Auch in England, wo das allgemein hochstrebende politische Bewußtsein der Schneider in dem oft citirten Erlasse der drei Schneider von Birmingham gipfelt: „Wir, das souveräne Volk von England“, fehlen die Schneider nicht in den Reihen der politischen Attentäter. Bei dem großen Komplotte der Handwerker Londons unter Leitung des Metzgers Thistlewood (1820), dessen Zweck die Ermordung der reaktionären Minister war, welche Metternich's System nach dem freien England zu verpflanzen suchten, war auch der City-Schneider Wilson betheilig. Er wurde mit 5 Mitverschworenen nach

Neu-Südwaless transportirt, zu seinem Glücke, denn er schwang sich zum reichsten Modeschneider des Distrikts Bathurst empor. Auch bei der Fenier-Bewegung finden wir das Gewerbe zahlreich vertreten. Die Schneider Timothy, Desmond, English und D'Neefje befanden sich unter den verwegenen Gesellen, welche am 13. Dezember 1867 ein Pulverfaß an der Mauer des Clerkenwell-Gefängnisses mitten in London anbrachten, um diese zu zerschmettern und die verhafteten Fenier-Generale Burke und Casey zu befreien.

Unter den Attentätern gegen französische Herrscher sind Geistliche, Schuster, Sattler, Commis, Soldaten, aber keine Schneider zu finden, wohl aber unter ihren Opfern. Durch ein Geschöß der Höllemaschine Fieschi's verlor unter Andern der Schneider Hase die Nase und das Volkslied jammert:

O Fieschi, heilloser Bösewicht!
Was that Dir Hasen's Angesicht?

Erscheint als Milchstraße des Ruhms am Schneider-Horizonte das korporative Streben des Gewerkes nach einer freien politischen und sozialen Entfaltung des Bürgerthums, so sehen wir daneben auf eigenthümlichen Bahnen eine Menge Sternbilder mit Namen kreisen, die sich als Staatenlenker, weltliche und geistliche Fürsten, Thron-Prätendenten, Diplomaten, Gelehrte, Dichter, Künstler u. dergl. hervorgethan und die wunderbarsten physiologischen Kontraste darstellen und vereinen.

In der Geschichte Brandenburgs begegnen wir dem Jakob Mährike, einem Schneidergesellen aus Belitz, der sich für den verstorbenen Markgrafen Waldemar ausgab und auch bald so viel Glauben fand, daß ihm die ganze Mark zufiel und er selbst von den benachbarten Fürsten anerkannt wurde. Am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg ließ er einen Siegelring in den ihm gereichten Becher mit Wein fallen und siehe da: es war der Ring, den Waldemar immer getragen. Im kaiserlichen

Lager zu Frankfurt a. D. bezeugten fünf Fürsten seine Identität mit dem Verstorbenen, worauf ihm Karl VI. feierlich die markgräfliche Lehn reichte. Unter dem Titel: „Der falsche Waldemar“ hat Willibald Alexis die phantastische Geschichte behandelt.

Thüringische Schneidergesellen reichten selbst ihr Haupt zur Kaiserwürde empor. „In einer alten antiquarischen Druckschrift“, erzählt Laube in seinen „Neuen Reisenovellen“, „geschieht ausführliche Meldung von einem Schneidergesellen aus Langensalza, der damaligen Hauptstadt Thüringens, welcher eine Zeitlang den Kyffhäuser besetzt und sich deutscher Kaiser genannt habe.“

Ein unbestrittenes Recht auf den Königstitel besaß dagegen der Schneider Mathieu von Marseille, der einst die Familie Bonaparte auf ihrer Flucht von Corsica durch seine Börse unterstützte, wofür ihn der Kaiser Napoleon später zum „König von Ivotot“ ernannte.

Unter den neunzehn Präsidenten der Vereinigten Staaten sind von allen Gewerben nur die Schneider vertreten und zwar durch Millard Fillmore, den ehemaligen Zuschneider von New-York, und Andreas Johnson, den Schneider von Tennessee. Der Letztere, ein so trotziger Steithahn wie der alte Derfflinger, wußte wie dieser die Spötter zu behandeln, die ihn wegen seines früheren Standes neckten. — Als ein politischer Gegner bei einer öffentlichen Gelegenheit darauf anspielte, richtete er sich hoch auf und sprach: „Ja, ich war Schneider und ich rufe meine alten Kunden auf, ob meine Sachen nicht gut saßen. Ein schlechter Schneider zu sein, das gebe ich zu, ist eine Schande, aber ich war stets bestrebt, mein Bestes zu thun, und ich glaube, daß die Kleider, welche ich machte, allemal so gut gemacht waren wie die, welche ich hier sehe.“

Aber nicht allein mit weltlichen Fürsten, auch mit Würdenträgern der Kirche, selbst mit dem heiligen Vater und zwar

einem der größten Päpste, wurde der Name eines deutschen Schneiders in Verbindung gebracht, mit Papst Clemens XIV. Die Gegner seiner Reformen hatten in Deutschland das Gerücht verbreitet, das Masson von Gläubigen fand, der Papst sei nicht der Sohn des Arztes Ganganelli von Orcangelo, sondern der Schneidergeselle Johann Lange aus Bunzlau in Schlesien, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Italien gewandert und dort verschollen war. Und warum sollte nicht auch ein Schneider Papst sein, trugen doch frühere Schuster, Zimmerleute und Seiler die Tiara und Sixtus V., der mächtigste von allen Päpsten, hütete einst Schweine?!

Unter den ausgezeichneten Staatsministern finden wir Friedrich Stauch, der ein gelehrter Schneider aus Rhyrn an der Nahe und von dem weisen Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt an die Stelle des berühmten Staatsökonomen Friedrich Karl von Moser berufen wurde. Dem Adel war der Landgraf sehr abgeneigt; er hatte ihn gleich beim Antritt seiner Regierung fast insgesammt vom Hofe abgeschafft. Da Stauch die Noth des Landes aus Erfahrung und Anschauung kannte, so traf er, ein flinker Praktiker und Naturalist, bessere Anstalten als Moser und viele seiner adeligen und studirten Vorfahren.

Die höchste Magistratswürde des britischen Reichs, den Posten eines Lord-Mayor von London, hatten mehrere Schneider bekleidet, zuletzt (1865) der frühere deutsche Schneidergeselle Philipps. 35 Jahre zuvor war dieser nach London gekommen, und da er in seinem Handwerk nicht gleich Arbeit gefunden, hatte er mit altem Glas gehandelt, dann ein Geschäft mit Berliner Strickwolle begonnen und damit ein ungeheures Vermögen erworben. Durch allmählig nachgeholtte Bildung hatte sich Philipps zum vollkommenen Gentleman emporgeschwungen und seiner Noblesse und Gewissenhaftigkeit im Geschäftsverkehr, seiner umfassenden Kenntniß in kommerziellen und städtischen An-

gelegenheiten halber diesen höchsten Beweis des Vertrauens von Seiten der größten Korporation der Welt erhalten. Die Schneidergilde Londons, tausende von angesehenen Namen der Hauptstadt zählend, übt einen ungeheuern politischen Einfluß; bei einem ihrer Diners verschmähten es die torystischen Lords Derby und Salisbury nicht, theilzunehmen und die Orientfrage zu besprechen.

Hat ein zäher Unternehmungseifer, der dem Entgegentreten von Hindernissen mit einem chevaleresken Leichtsinne trotz, die Schneider oftmals zu den höchsten Rangstufen erhoben, so verhalf ihnen dazu auch nicht selten dieses auf ihre Töchter vererbte Talent, verbunden mit deren Anmuth und sprichwörtlichem Glücke. So treffen wir die Schneider in verschiedenen Zeitläuften als Schwiegerväter von Fürsten, und das Erbe ihrer Enkel bildet wie in dem Anspruche der Grafen Sponneck auf Württemberg-Mömpelgard — einem der merkwürdigsten in der deutschen Fürstengeschichte — die Ursache der Fehden zwischen großen Reichen.

In unseren Tagen (1869) hat der König Ferdinand August von Portugal, Wittwer nach Maria de Gloria, die Lise Hensler, Tochter des Berliner Schneidermeisters Jacob Hensler geheirathet, die als Sängerin bei der Pariser Oper engagirt war. Die Lise, zur Gräfin von Edla erhoben, hat sich durch ihre königliche Freigebigkeit bei den Pariser Armen sehr beliebt gemacht. Am Arme ihres Gemahls trat sie einmal in den Laden eines der größten Juweliere, legte einen kostbaren Schmuck an und warf den bisher getragenen lächelnd auf die Straße mit den Worten: „Arme Leute wollen auch etwas haben.“ Der Schwiegervater hat seinen Aufenthalt in Paris bei seinem königlichen Eidam genommen und Ex-König und Ex-Schneider sollen auf's Beste harmonirt haben.

In der Geschichte ist es mehrmals vorgekommen, daß ein Schneider sich zum Fürsten emporschwang, aber seltener, daß ein

Fürst seinen Fürstentitel und Adel ablegte und zur Schneiderbank hinabstieg, wie es mit dem Fürsten Kaver von Finkenstein der Fall, der aus Liebe zu einer Tochter des Volkes zu Scheere und Nadel griff und nach 22 jähriger Praxis als Flickschneider in Berlin starb.

Wenn auf den mannigfaltigsten Gebieten des Lebens der Genius des Schneiders strahlt, so fehlt er auch nicht im Reiche der Poesie, Wissenschaft und Kunst. Eine Dichter- und Gelehrtengröße ersten Ranges können die Schneider zwar nur in zweiter Stammeslinie aufweisen, aber es ist dies eine Größe, die der Welt wie Swift's Schneider von Laputa mit einem Quadranten das Maß nimmt, kein Geringerer als der Jupiter Kronion des deutschen Dichterkimmels, Johann Wolfgang Goethe.

Der Stammbaum Goethes in Frankfurt wurzelt in dem Schneider Friedrich Georg Goethe, der als Sohn eines thüringischen Hufschmieds auf der Wanderschaft nach Frankfurt a. M. gekommen, dort (1687) die Anna Elisabeth Rutz, des Schneidermeisters Sebastian Rutz Tochter, geheirathet und das Geschäft des Schwiegervaters übernommen hatte. Nach dem Tode der Rutz (1705) heirathete Goethe wieder eine Schneiderstochter, Cornelia Walther, welche ihm den Vater des Dichters, Johann Caspar, gebar. Aus den näheren Umständen eines hervorragenden Mannes, aus seiner Umgebung, dem Hause seiner Geburt, ja oft aus den geringsten Begebenheiten seiner Jugendjahre leitet sich nun ein mehr oder minder bedeutender Einfluß seiner Geisteswerke. Deranger besingt, was er in dieser Hinsicht seinem Großvater, einem Schneider, verdankt, in dessen Dachstube seine Wiege gestanden. Auch Goethe wurde im Hause seiner Großeltern geboren und erhielt dort seine ersten geistigen Eindrücke. Die Märchen erzählende Schneidersfrau, die stets weiß und reinlich gekleidete Gestalt mit dem sanften, freundlichen

Wesen, blieb ihm treu im Gedächtnisse. Er selbst sagt darüber (Aus meinem Leben, 12): „Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen. An einem Weihnachtsabend jedoch setzte sie allen Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Haus eine neue Welt erschuf.“ Goethe kann sein Ahnenblut nicht verleugnen. Wie oft tritt nicht der Schneider bei ihm auf! Unter den „Gedichten“ in der „Schneider=Courage“, im „Götz“ als Schützenkönig beim Kölner Wetttschießen, im „Egmont“ als „Fetter, ein Politiker, der keine Stunde froh wird, dem die fürchterlichsten Gestalten vor die Stirne gebannt“, als Hofschneider in Mephisto's Flohlied. Selbst der Mann des Jahrhunderts erscheint ihm als „Schneider“. Nach der Unterredung mit Napoleon I., die am 2. Oktober 1808 in Erfurt stattfand, urtheilte er nach Kanzler v. Müllers Bericht: Der Kaiser kam mir vor wie ein Schneider, dessen scharfer Blick eine feine, versteckte Naht an einem angeblich ohne Naht gefertigten Ärmel ausfindig macht.“ So erklärt sich auch Goethe's herzliche Sympathie mit Jung Stilling, dem Schneider=Gesellen von Siegen, seinem Freunde und Duzbruder, der sich allmählich zum Schulmeister, Augenarzt und zuletzt zum Professor der Naturwissenschaft in Marburg und Heilbronn emporschwang. Jung stand nicht allein mit Goethe, sondern auch mit Lavater und Herder in Verbindung, die ihn ebenso hochschätzten. Seine merkwürdigen Lebensschicksale hatten in ihm den Glauben erweckt, der seine vielen schwärmerischen, mystischen Schriften beseelt, daß er unter Gottes persönlichem Schutze stehe, und jedes seiner Haare gezählt sei. Jung's Geisterlehre verwirrte und verrückte viele Schädel des Zeitalters und veranlaßte selbst den Sturz der herrschenden Dynastie in Schweden. Gustav VI., ein absonderlicher Verehrer dieses Werkes, hatte daraus in Napoleon I.

das Thier der Offenbarung erkannt, zu dessen Vernichtung er bestimmt sei, und verwickelte sich in Folge dessen in Kriege, die zu seiner Thronentsagung führten.

Auch Johann Heinrich Lambert, Ober-Baurath in Berlin, und Günstling des „alten Fritz“, Verfasser vieler wissenschaftlichen Werke, war ein Schneider. Sehr oft erzählte er in großen Gesellschaften von seinem Handwerksleben und wie er noch als Beamter bei einem Meister, wo er sich einen neuen Anzug bestellt, scherzhafter Weise in die Hölle gesprungen sei und versucht habe, ob er noch ein Knopfloch nähen könne. Wieland hat dem ausgezeichneten Kopfe ein Denkmal in seinem „Deutschen Merkur“ gesetzt. Deserteure vom Schneidertische sind auch Jean Francois Marmontel, Historiograph von Frankreich und Mitglied des Rathes der Alten, dessen Erzählungen und Dramen ihn zu einem Stylisten ersten Ranges erheben, und Hans Christian Andersen, der dänische Dichter, der durch seine kleinen Lebensschilderungen und Feenmärchen, die zu den anmuthigsten ihres Genres gehören, einen so großen Leserkreis erworben hat.

Zum Gewerbe gehören ferner: Johann Wolfgang Weikert, nächst Gröbel der bedeutendste Nürnberger Volksdichter, und Heinrich König, einer der tüchtigsten deutschen Schriftsteller der Neuzeit. Weil er sich als Meßdiener ausgezeichnet, wurde König durch die Unterstützung einer geistlichen Stiftung zu Fulda von der Schneiderbank befreit. Auch als Politiker, als Abgeordneter beim hessischen Landtage, erwarb er sich einen geachteten Namen. Er gehörte zu den Altliberalen vom Schlage Jordan, Welker, Iststein, deren intimster Vertrauter er war. Ferner Johann Weitzel, der berühmte rheinische Publizist, der mit Vogt die „Europäischen Staatsrelationen“ herausgab, und Joh. Fr. Wilberg, Schulinspektor des Kreises Elberfeld und Verfasser mehrerer verdienstvoller Schul- und Unterrichtsbücher.

Auch Elias Lönnrot, später Professor an der Landes-Universität zu Helsingfors, nähte als Schneiderbursche in den Bauerndörfern und brachte es durch eifriges Selbststudium so weit, daß er zur Universität übergehen und seine Promotion als Arzt zum Abschluß bringen konnte. Durch sein „Kalewa“, das als ein Nationalepos betrachtet wird, gilt Lönnrot als Haupt der finnischen Litteraturbewegung. Hierher ist auch die „deutsche Sappho“, die Anna Luise Karisch zu setzen, die ihrem brutalen Manne oftmals beim Handwerke helfen mußte und von Gleim, Jacobi u. A. als Dichterin hochverehrt wurde. Der alte Fritz behandelte sie unförmlich, dagegen schenkte ihr Friedrich Wilhelm II. ein Haus, wo sie 1791 starb. Die dichterische Ader verblieb den Nachkommen der Schneiderin. Sie ist die Mutter der A. L. v. Klenke und Großmutter der Helmine v. Chezy. Als Improvisatrice war sie dem gleichzeitig lebenden Schneider Francesco Gianni von Genua überlegen, der sich in der Stegreifdichtkunst europäischen Ruf errungen und von Bonaparte zum Mitglied des gesetzgebenden Rathes von Mailand und zum kaiserlichen Improvisator ernannt worden war. Schließlich ist noch der Vorgänger Gerstäcker's, der Schneidergeselle Holt haus aus Werdohl in Westphalen zu nennen, der in den Jahren 1824—40 ganz Europa und das Morgenland durchwanderte und seine einfachen, schlichten Reiseindrücke in kurzem, bündigem Stile durch den Druck veröffentlichte, der vier neue Auflagen fand.

Auch unter den Journalisten, Feuilletonisten und Reklamelitteraten glänzen Schneider. Ich erinnere nur an den Hofschneider des kaiserlichen Frankreichs, Dusautoy, Herausgeber der „Pariser Epoche“, dessen geniale Feder und Scheere dem Kaiserthum gewaltige Stützen waren. Seinen ersten Staatsstreich führte Louis Napoleon mit Hilfe seiner untergebenen Generale gegen die Republik aus, seinen zweiten mit Hilfe des Schneiders gegen deren Amtskleid, den kosmopolitischen schwarzen Frack. An

seine Stelle mußte Dusautoy das grünsammtne habit habillé setzen, das in die Trödelbuden wanderte, als der Tag von Sedan die Republik und ihr nivellirendes Flügelkleid wieder in's Leben rief. Der berühmte Sam. Chr. Hoyer, Schneidermeister in Leipzig, steht mit seinen „Bulletins“ in den Tagesblättern heute noch unübertroffen. Als „Philosoph der Bekleidungskunst“ veröffentlichte er Erlasse, wie wir sie bereits mittheilten.

Doch genug vom Genius des Schneiders auf dem Felde der Litteratur! Im Reiche der Kunst, der Bildhauerei, der Malerei, Kupferstechkunst sind die Schneider nicht minder durch unsterbliche Werke vertreten. Als einer der ersten Bildhauer seiner Zeit tritt uns der große Johann Godfried Schadow entgegen, der so viele Helden der deutschen und preußischen Geschichte, Luther, Friedrich den Großen, den alten Dessauer, Zietzen, Seydlitz, Blücher &c. in Standbildern verewigte und zu dessen Ehren eine Straße der preußischen Hauptstadt den Namen trägt. Der junge Schadow war aus Liebe zur Kunst der väterlichen Schneiderbank nach Wien entflohen, wo er sich mit einer reichen Berlinerinn, die er entführt, trauen ließ und dann auf Kosten seines Schwiegervaters in Rom ausbildete. Auch die von Napoleon I. seiner Zeit nach Paris entführte Quadriga auf dem Brandenburger Thore ist von diesem Ex-Schneider gefertigt, dessen Talent sein leider für die Kunst so früh verstorbener Sohn Rudolph geerbt. In der Malerei sind Schneider Gründer und Meister der großen eklektischen Schule von Bologna, der Florentiner und Düsseldorfer Malerschulen. Annibale Carracci, der Reformator der italienischen Malerkunst, Stifter der Schule, welche die Komposition und Zeichnung Rafael's, das Colorit Tizians und das Halbdunkel Correggio's in ihren Werken vereinte, war ursprünglich Schneidergeselle. Das Gleiche war Andreas Banchi, genannt del Sarto, Meister der Florentiner Malerschule, wegen seines glühenden Colorites und

der höchsten Gabe technischer Vollendung der toskanische Raphael genannt, und Friedrich Wilhelm von Schadow-Godenhauß, Bruder des Bildhauers, der sich mit Cornelius, Veit, Overbeck in Rom zu einem der trefflichsten Maler seiner Zeit ausgebildet, die Düsseldorfer Schule gegründet hat und als Direktor der dortigen Kunstakademie in den preußischen Adelsstand erhoben worden ist.

Zur Schneiderinnung gehörte ferner Christoph Schomburg von Ratzburg, der ausgezeichnete Portraitmaler, Generalinspektor der Kunstgalerie von Kopenhagen. Den berühmtesten Kupferstechern ihrer Zeit reihen sich die Schneider Franz Bivarus und Julius Thäter an. Der Griffel des Ersteren vervielfachte die besten Landschaften Claude Lorrain's, Poussin's, Zuccarelli's. Zu den zahlreichen Werken Thäter's, die seinen Namen in der Kunstgeschichte verewigen, gehören die zahlreichen Reproduktionen hervorragender Bilder von Cornelius, Kaulbach, Schwind u. A. Hier sind weiter zwei bedeutende Kunstautoritäten anzuführen, die von derselben Gewerksstube aus ihre Laufbahn begannen: Johann Christoph Schuchert, der berühmte Direktor der Kunstanstalten Weimars und Ferdinand Franz Wallraf, Begründer des nach ihm genannten Museums in Köln. Mit Lebensgefahr hatte er in der französischen Zeit die gemalten Fenster der Domkirche gerettet, deren Wegnahme schon beschlossen war.

Als Vertreter der Tonkunst können die Schneider auf einen Meister verweisen, dessen zahlreiche Opern sich in den Repertoires aller europäischen Bühnen eingebürgert, auf Gaetano Donizetti, der 1848 so tragisch im Wahnsinn geendet; dann auf Gianbatista Rubini, den großen Tenoristen, dem unter allen Sängern Europa's keiner an Rehlensfertigkeit zu vergleichen war. Schneider sind geborene Sänger und die Melodien einer neuen Oper tönen am anderen Tage zuerst in ihren Herbergen

wieder. Der berühmteste Tenorist Deutschlands, Lorenzo Kiese, vom Dresdener Hoftheater, war ein Schneider aus Mainz und fertigte ehemals seine Opern-Kostüme mit eigener Hand.

Daß man einst in dringendster Noth einen Schneider als Hans Heiling aus der Theatergarderobe und vom Schneidertisch weg auf die Bühne geholt habe, damit er für einen absagenden Sänger aus Leipzig einspringe, klingt kaum glaubhaft, ist aber wahr. Jene Metamorphose in der Garderobe ereignete sich, um es kurz zu erzählen, in den dreißiger Jahren zu Aachen. Theaterdirektor Mühling von Hamburg gab im Sommer dort Vorstellungen. Marschners Opern übten damals bedeutende Zugkraft aus. Mühling hatte sogar Hammermeister kommen lassen, den besten damaligen Marschner-Sänger, für den der Meister 1829 in Leipzig den „Templer“ geschrieben hatte. Hammermeister spielte auf einen Antheil der Bruttoeinnahme. Dabei kam er schlecht genug weg. Er verlangte nun die halbe Einnahme. Das wollte und konnte Mühling nicht gewähren. Da drohte Hammermeister, das Gastspiel abzubrechen. Mühling war in Verzweiflung und wußte sich nicht zu helfen. Da kam einem Theaterarbeiter ein rettender Gedanke. Er theilte ihn erst dem Kapellmeister, dem wackern Eschborn, mit. Dieser wollte anfangs Nichts davon wissen, verstand sich aber endlich dazu, den Ersatzmann wenigstens kennen zu lernen, den Joissen in Aussicht gestellt hatte. Es war ein in der Theatergarderobe beschäftigter, aus Aachen gebürtiger Schneider, der mehr konnte, als Kleider machen, und zwar einen urkräftigen hohen Baß besaß. Eschborn ließ sich die Heiling-Arie, die der Schneider vom bloßen Hören gelernt hatte, vorsingen und war höchlichst erstaunt über das urgesunde Material, das der buchstäblich „schneidige“ Mann in der Kehle hatte. Der Kapellmeister und die Primadonna Frau Eschborn studirten nun ganz in der Stille dem Schneider die Partie ein, und als der Tag der Vorstellung

kam, erfuhr das erstaunte Aachen, daß ein Kind der Stadt an Stelle Hammermeisters den Hans Heiling singen werde. Die Folge war zunächst ein aus Neugier und Lokalpatriotismus zusammengeströmtes Haus und dann, da der neue Sänger wirklich gut war, ein glänzender Triumph desselben. Hammermeister war der Erste, der seinen neuen Kollegen von der Kunst auf der Bühne nach der Vorstellung persönlich beglückwünschte. Der neuentdeckte Bariton aber ward sofort von Mühling für Köln engagirt, ging mit letzterem 1843 nach Hamburg und kam dann Ende der vierziger Jahre nach Leipzig. Er blieb in Leipzig bis etwa 1858. Dann hat er noch 30 Jahre gelebt. Im September 1888 starb er in Brühl bei Köln. Seine drei Söhne Louis, Leopold und Gerhard besuchten das königliche Konservatorium der Musik zu Leipzig (1847—1850 und folgende Jahre) und machten demselben nachmals auswärts gar große Ehre als Pianisten, Lehrer und Geiger. Und der Name dieser musikalischen Familie, die, wie es heißt, aus Belgien stammte und sogar ursprünglich von Adel, war Brassin.

Soll ich nun alle die großen Schneider anführen, die ihrem Berufe treu geblieben und sich durch die Genialität ihrer fashionablen Leistungen und Hochherzigkeit der Gesinnung eine Bürgerkrone erworben, Georg Stulz, den großartigen Stifter von Erziehungsanstalten im Sinne Peabody's, dessen Biographie wir weiter vorn brachten, Storch aus Thüringen, den Alleinherrscher der Mode in Petersburg, Kutsch von Mannheim, Johann Jakob Staub, den großen ästhetischen Modeschneider von Paris, dem wie Heine in der Kunst die Form Alles, der Stoff nichts galt, der für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis berechnete, als wenn ihm das Tuch geliefert worden?! Nur die Façon ließ er sich bezahlen, den Stoff schenkte er. Johann Jakob Staub war geboren 1782 zu Richtersweil am Zürichersee, mußte in seiner Jugend das Vieh hüten und sollte

gleich seinem Vater Fleischer werden. Weil er aber schwächlich war und hinkte, wurde er, einem Volksglauben zufolge, zum Schneider bestimmt und mußte mit seinem Meister nach ländlicher Sitte zu den Leuten in die Häuser auf die „Stör“ (Tagesarbeit) gehen. Als Geselle wanderte er nach Lyon und später nach Paris, wo er aus bescheidenen Anfängen sich immer höher hinauf arbeitete. Unter Napoleon dem Ersten war das Haus Staub an der Rue Richelieu der Hauptsitz der Mode für die elegante Welt und hier wurden auch die Uniformen für die „große Armee“ vorzugsweise gefertigt. Er wurde Millionär, aber daneben (er war mit einer Pariserin verheirathet) ein glücklicher Familienvater. In seiner Heimat, der schönen Schweiz, baute er sich bei Kapperswyl am Zürichersee eine Villa, welche damals, in den dreißiger Jahren, als ein Wunder angestaunt wurde, verbrachte die schönere Jahreszeit zum Theil daselbst und zog sich am Abend seines Lebens ganz dorthin zurück.

Eine jede bedeutende Stadt hat ihre derartige Größe, Wien seinen in den Adelstand erhobenen Hüb er. Unter den Schneidermeistern der österreichischen Residenz an der schönen blauen Donau ist weiter der zum Millionär gewordene Gungl zu nennen, der mit der Gewandtheit in seinem Gewerbe die feinen Manieren eines Weltmannes verband und seine Kunden ebenso fein bewirthete, wie er sie solid bediente. Sein Sohn übertraf ihn noch im eleganten Auftreten.

Cincinnati hat seinen einst so berühmten Platt Evans, den Mäcen der westlichen Kunst, der seinen Sohn Advokat werden ließ, „because he hadn't sense enough to become a tailor“.

Die Ueberfülle des Stoffes läßt mich schließen. Doch halt! Ich habe die fliegenden Schneider vergessen. Faust klagt:

„Ach! zu des Geistes Flügel wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen,

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.“

Und dieses Gefühl, die Erfindung des Faust'schen Zauber-
mantels, beherrscht vorzugsweise die Schneider. Der Schneider-
geselle Kothleb aus Leipzig hielt vor dem polytechnischen Verein
unter Vorzeigung der betreffenden Abbildungen einen Vortrag
über eine von ihm erfundene Flugmaschine, zu deren Anfertigung
ihm der Stadtrath der großen Seestadt jedoch die Geldmittel
verweigerte, wie sie Napoleon dem großen Erfinder des Dampf-
schiffes verweigert hatte. Gedachte der weise Rath des Schicksals
des berühmten Schneiders von Ulm, mit dem ich diese Skizze
beendige?!

Ludwig Albrecht Verblinger, Schneidermeister in
Ulm, hatte im April 1811 im „Intelligenzblatt“ bekannt ge-
macht, „nach einer unsäglichen Mühe in der Zeit mehrerer Monate,
mit Aufopferung einer sehr beträchtlichen Geldsumme und mit
Anwendung eines rastlosen Studiums der Mechanik, habe er es
dahin gebracht, eine Flugmaschine zu erfinden, mit der er in einigen
Tagen zu Ulm seinen ersten Versuch machen werde, an dessen
Gelingen, gestärkt durch die Stimme mehrerer Kunstverständigen,
er nicht im Geringsten zweifeln zu dürfen glaube. Unterdessen
war König Friedrich I. von Württemberg am 29. Mai zum Be-
suche der 1810 annektirten freien Reichsstadt eingetroffen und
festlich empfangen worden. Auf den 30. in Anwesenheit des
Königs hatte Verblinger seinen ersten Flug festgesetzt, der jedoch
jämmerlich verunglückte.

Der Segler der Lüfte schwang sich von seinem Gerüste,
purzelte in die Donau und wurde von einem Schiffe aufgenommen.
Für die Mißhandlungen, die er von Seiten des getäuschten Ulmer
Pöbels erlitt, hatte ihn der König durch ein Schmerzensgeld von
20 Louisd'or entschädigt. Der unglückliche Schneider, der in den
dreißiger Jahren verstorben, wurde seitdem Gegenstand des Spottes

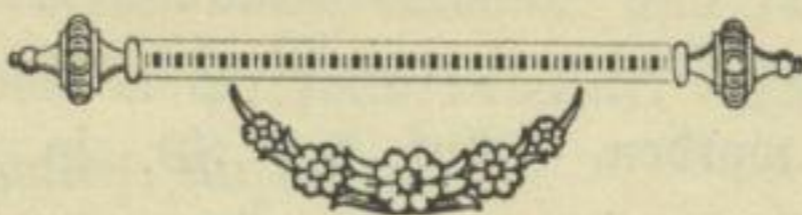
und Hohnes als der Dritte im Bunde zu dem „Ulmer Späßen“ und „Ulmer Kuhhirten“, nicht zur Erbauung der Ulmer Bürger.

In unseren Tagen ist Verblinger eine mythisch komische Gestalt geworden. Novellisten bemächtigten sich seiner, die Münchener „fliegenden Blätter“ illustrierten sein Schicksal, das auch der Komponist Dr. Pressel zu einer komischen Oper verarbeitete, die in Stuttgart und Ulm anfänglich nicht ohne Beifall aufgenommen worden, aber jetzt vom Repertoire verschwunden ist. Aber noch heute singt man in Schwaben:

„Der Schneider von Ulm hat's Fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel in d'Donau nei(n)g'ührt.“

Mag der „laute Markt“ über den hochstrebenden Mann abfällig urtheilen, er bewahrt als Märtyrer den obengeschilderten allgemeinen Charakter und das Genie des Schneiders durch die Jahrhunderte hin.

„Bis an des Aether's bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und Nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.“



Chronik berühmter Schneider.

Kurze Lebensschilderungen

der

vornehmsten Berufsgenossen des Schneiders
nebst einem Anhang.

betitelt:

die Bedeutung der Schneider
in der Weltgeschichte.

1. Auflage.



Dresden.

Expedition der Europ. Modenzeitung
(Klemm & Weiß).

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort und Einleitung	Seite 3.
Fulerand Antoine Barde	„ 5.
Georg Stulz, Ritter von Ortenberg	„ 10.
Hugo Hoyer	„ 21.
Gustav Adolf Müller	„ 28.
Heinrich Klemm	„ 41.
Die Bedeutung der Schneider in der Welt- geschichte	„ 51.





Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden-N.

H. misc. B.

11060

X



86/11063

Hist. misc. B. 603^m

